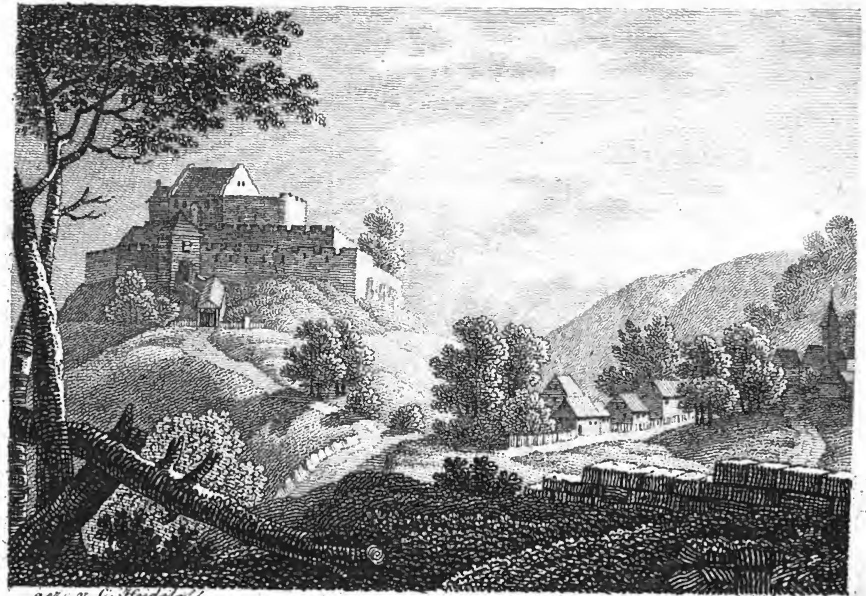
Digitized by Google



gez. v. C. Heideloff — gest. v. Seyffer.

Stammſchloſs Würtemberg.

C. Heideloff del. d. Argent sc.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Schwäbiſches Taſchenbuch

auf das Jahr

1820.

Mit Beiträgen

von

Pfiſter, Lebret, Th. Huber, Haug, Neuffer, G. Schwab, u. a.

Stuttgardt,
in der J. D. Sattler'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Majeſtät

dem

# Könige Wilhelm

von

# Wirtemberg

in tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

von dem Verleger.

# Vorwort.

Wer die groſse Zahl der Taſchenbücher um eines vermehren will, kann ſich nur durch den Inhalt rechtfertigen. Wir hoffen, gegenwärtiges habe ſein eigenes, reichhaltiges Feld.

Wenn die Künſte, welche das Leben verſchönern, und vorzüglich aus Geſchichte und Sage ſchöpfen, in jeder Nation ihren eigenthümlichen Kreis haben, darin ſie ſich bewegen, ſo möchte wohl das Land Schwaben hierin keinem andern in Deutſchland nachſtehen.

Die Heimath der Minneſänger, der alte Sitz des hohenſtaufiſchen Kaiſerhauſes, die Wiege der größten Regentenhäuſer Europa's iſt hier; dazu die vielen alten Klöſter und Städte. So viele rühmliche Züge der Vorvordern, verglichen mit der Thätigkeit des jetzigen Jahrhunderts; wie viele Gegenſtände, werth der Betrachtung, bieten ſie dar!

Aus dieſen das Vorzüglichſte und Anziehendſte zu vereinigen und in gefälliger Form unſern Landsleuten und teutſchen Mitbrüdern in einer Reihe von Taſchenbüchern vorzulegen, iſt die Abſicht des Unternehmens, wozu hier der Anfang gemacht wird.

Den erſten Anlaß hat die lobenswerthe Abſicht einiger unſerer Künſtler gegeben, welche,

um die vaterländiſchen geſchichtlichen Denkmäler zu ſammeln, theils ſolche nach der Natur gezeichnet, theils ältere, ächte Abbildungen aufgeſucht haben, beſonders von Burgen und Klöſtern, welche im Laufe der Zeit dem Loos der Vergänglichkeit untergelegen ſind.

Analog mit dieſem Unternehmen ſoll der Hauptinhalt des Taſchenbuchs vaterländiſcher Geſchichte und Sage, oder vielmehr einer angemeſſenen Auswahl aus beiden gewidmet ſeyn. Weder dem Hange zur Tändelei, noch einem häufig verbreiteten und genährten Ungeſchmack ſoll gefröhnt werden, und wiewohl der kurze Zeitpunkt, der zur Vorbereitung dieſes erſten Jahrgangs beſtimmt war, nicht mehr geſtattet hat, ſo viele Mitarbeiter zu vereinigen, als

wir gewünſcht hätten, ſo dürfen wir doch aus bereits erhaltenen einzelnen Beifallsbezeugungen die Hoffnung ſchöpfen, das Publikum werde mit günſtiger Aufnahme einem Unternehmen entgegenkommen, das erſt in ſeinem Fortgang ſich ganz entfalten kann, indem es ein näheres Band zwiſchen Schriftſteller, Künſtler und Leſer knüpfen wird.

Im September 1819.

Die Herausgeber.

# Inhalt:

Seite

1) Denkmäler der Vorzeit, zugleich Commentar zu den Kupfern, von Pfiſter und Röder. I
Stammſchloß Wirtemberg. . . . III
Hohenſtaufen . . . . . . XIII
Teck . . . . . . . . XXVII
Hohen-Urach . . . . . . XXXIV
Hohenzollern . . . . . XXXVII
Hirſchau . . . . . . . XLI
Maulbronn . . . . . . LVII

2) Schwaben, von Neuffer. . . . . . 1

3) Grav Eberhard der Erlauchte von Wirtemberg, von Pfiſter. . . . . . . 6

4) Notburga, von Haug . . . . . 59

5) Legende der heil. Catharina, von Thereſe Huber. . . . . . . . . 65

6) Die Beißwanger Capelle. Der Hohlenſtein bei Nürtingen, von G. Schwab. . 77. 80

# Inhalt:

Seite


7) Die Burg Windeck, von A. Schreiber. . 85
8) Legende des h. Ulrichs, von Th. Huber. . 112
9) Albert von Zimmern. Das Kloſter Maulbronn, eine Sage, von Carl Jäger. . . 121
10) Der Gang auf die Wurmlinger Capelle, 1815. Nachtphantaſien (1813) von C. F. Stange. 131
11) Hohenrechberg, von Dekan Rink. . . 139
12) Ueber den erſten Herzog von Wirtemberg, Eberhard den Bärtigen, oder Rechtlichkeit u. Kenntniſſe im Bunde, von Prof. Lebret . 159
13) Der Eßlinger Frauen- und Jungfrauenraub im J. 1450. nach einer Chronik, von Pfiſter. 211
14) Ravenſpurg, nach einer Beſchreibung des XVI. Jahrhunderts . . . . . . 218
15) Von der Sitte, an die Wand zu ſchreiben . 226
16) Die Bärte . . . . . . . 228
17) Liebestreue, nach einem ſchwäb. Volkslied, von Haug . . . . . . . 230
18) Epigramme und Charaden von demſelben . 230
19) Schwabenſtreiche von demſelben. . . . 234

# Denkmåler der Vorzeit.

Die alten Vôlker pflegten Steinhügel auf die Gråber ihrer Helden zu håufen. In Teutſchland haben die drey letzten Jahrhunderte ungefåhr daſſelbe gethan. Ruinen blicken herab von den Berghôhen in die Gauen, die einſt ihres Schirms genoſſen. In dem Dickigt der Waldthåler finden wir åhnliche, aus welchen die erſten Lichtſtralen hervorgingen. Das ſind unſere Denkmåler der Vorzeit, Burgen und Klôſter. Ungefåhr gleichzeitig in ihrer Entſtehung, haben beyde mit einander ihre Beſtimmung erfüllt und gleiches Schickſal der Vergånglichkeit erfahren. Doch, je mehr ſie dieſem entgegengehen, deſto mehr ſteigt die Theilnahme der Nachwelt, und es iſt ein ſchuldiger Tribut, den die Vorwelt von uns fordert, daß wir das Denkwürdige derſelben, was der Geſchichte des Volks und ſeiner Håupter angehôrt, erhalten. Hierzu ſollen auch dieſe Blåtter beitragen.

## Etwas von den Burgen.

Zu der Zeit, da noch keine Städte waren, ſah man die erſten, feſten Sitze auf den Gipfeln unſerer Waldgebirge; ſchon in ſehr früher Zeit. Doch nicht Feſtungen in unſerm Sinn darf man ſich darunter denken. Die großen, freien Völker bedurften ſolcher nicht. Nach dem feſten Anbau und der Vereinzelnung der Völkerſchaften wurden die Burgen der Sitz geſetzlicher Schirmherrſchaft über die umliegenden Gauen, die Grundlage nachheriger Landesherrſchaft. Bei der Ausartung des öffentlichen Zuſtandes in das ſogenannte Fauſtrecht vermehrte ſich die Zahl der Burgen und mit ihnen die der Gewaltthaten, ungeſetzliche Abdringung der Abgaben beſonders von Durchziehenden, das Niederwerfen derſelben, die ſogenannten Plackereien, über welche ſo viele Klagen, beſonders beym Ausgang des Mittelalters, gehört werden. Dieſer letzte Begriff iſt es, den man im gemeinen Leben bei der Anſicht der Burgen zum Grund legt, ohne die frühere, wahre Beſtimmung zu kennen.

Man hat das alte Schwaben die Wiege der Teutſchen Ritterſchaft genannt von ſeinen zahlreichen Burgen und der Blüthe eines trefflichen Adels zur Zeit der

Hohenſtaufen; wir ſetzen hinzu, es iſt auch die Wiege der meiſten Regentenhäuſer von Europa. Auſſer den einheimiſchen, zu höherer Würde aufgeſtiegenen Fürſten, und auſſer den ſpätern wichtigen Verbindungen, erkennen noch drey der gröſten Regentenhäuſer ihre Stammſitze in dieſen Gegenden. Wie nahe liegen Habsburg, Hohenzollern, Altorf (der Siz der Welfen) beiſammen? Neben ihnen in ſtattlichen Reihen die Burgen der Gravenhäuſer und ihrer Miniſterialen in verſchiedenen Abſtufungen, die meiſten jezt in Schutt und Trümmern. Wie viele Betrachtungen über den Wechſel und die Veränderlichkeit der menſchlichen Dinge ließen ſich hier anſtellen; wir überlaſſen dieſe den Betrachtenden ſelbſt, und machen hier den Anfang, von den wichtigſten jener Stammſitze hier einiges zu ſammeln über ihre Beſtimmung, Lage und Schickſale, ausgehend von der Mitte des Landes.

## Stammſchloß Wirtemberg.

Vom öſtlichen Ende der ſchwäbiſchen Alp zieht gegen Weſten ein Waldrücken zwiſchen der Rems auf einer, und der Fils und dem Neccar auf der andern Seite, und endet nicht weit, wo den erſtern Fluß ebenfalls der Neccar aufnimmt. Auf einer der lezten

vorſpringenden, anmuthigſten Höhen über dem Neccar liegt **Wirtemberg**, hat im Süden beinahe die ganze Alp mit ihren Burgen im Geſicht, gegen Abend den Schwarzwald; an ihrem Fuße und weiterhin nördlich die Gefilde des wirtembergiſchen Unterlandes vom Neccar durchfloſſen; in der Ferne am Horizont iſt unter den Gebirgen der Melibocus zu erkennen. Keines der andern Stammhäuſer hat eine ſolche fruchtbare Umgebung, und das, was ſich **mit** und **bei** demſelben **erhalten** hat, und was **dazu gekommen** iſt, das iſt das zweyte, wodurch es vor den meiſten von jenen ſich auszeichnet.

„Dieſer Berg ſchien zur Warte eines alten Ritters recht gemacht zu ſeyn*)“. Auch dieſe Vorſtellung iſt vom Ende des Mittelalters entlehnt und entſpricht keinesweges der wahren Beſtimmung des Schloſſes **Wirtemberg**.

Es iſt erwieſen, daß ſchon von den Römiſchen Linien am Neccar eine Straße über dieſe vorderen Berge nach Eßlingen gegangen, und es ſind noch Spuren davon vorhanden. Ob damals ſchon ein Thurm auf dieſer Anhöhe geſtanden, wer will es be-

---

*) **Spittler**, Geſch. Wirtembergs S. 4.

haupten oder läugnen? Am Fuße des obern Berges, wo jezt das erſte Haus des Dorfes Rothenberg ſteht, wurden vor noch nicht 20 Jahren beym Ausgraben des Kellers zu eben dieſem Hauſe unter verſchiedenen alten Sachen ein Paar irdene Becher von ganz roher, alter Arbeit gefunden *). Wir führen blos die Thatſache an, ohne uns auf weitere Schlüſſe einzulaſſen, die auch nicht wohl zuläßig ſind, ſo lange es an nähern Nachforſchungen fehlt.

Wenn Canſtadt ſchon zu Anfang des 8ten Jahrhunderts in Urkunden genannt wird, wenn im Allgemeinen angenommen werden darf, daß Städte in der Nähe von Burgen zuerſt entſtanden, oder aus ſolchen; ſo iſt mit Recht vorauszuſetzen, daß es auch hier nicht an ſolchen gefehlt, die der anfangenden Stadt (auch dieſe Endung iſt damals noch ſehr ſelten bei den Ortsnamen) Schutz gewähren konnten. Sogar iſt dieſe Gegend am Ende des Mittelalters durch eine ſehr große Zahl von Burgen ausgezeichnet: doch die meiſten von dieſen ſind zuverläßig ſpätern Urſprungs und reichen nicht in die angegebene Zeit hinauf. Daß Wir-

*) Hofkupferſtecher Seyffer in Stuttgart hat einen davon gerettet.

temberg unter die älteren und Hauptburgen zu zäh⸗ len ſey, bedarf kaum noch näherer Beweiſe. Unter dieſe gehört das Daſeyn einer Capelle auf derſelben ſchon im 11ten Jahrhundert. Auſſer dem Biſchof, der ſie geweiht hat, laut der vorhandenen Inſchrift, ken⸗ nen wir jezt auch den Namen des Heiligen, den ſie trug. Daß ſie von Wirtembergiſchen Hausgütern und Einkünften dotirt worden, beweiſt dieſelbe Urkunde, nach welcher fünf Morgen Weingärten im Gold⸗ berg (gegenüber von Wirtemberg) einen Aymer Wein⸗ gült zu dieſer Capelle gaben. Jene verkaufte im Jahr 1291. die Gräſin Adelheit von Sigmaringen mit Gunſt und Bewilligung ihres Oheims, des Grafen Eberhard zu Wirtemberg.

Wo nicht den erſten, doch den wohlthätigſten und nüzlichſten Schirm übte das Schloß über den hier ſchon ſehr frühen Weinbau. Wenn auch nicht er⸗ wieſen werden kann, was doch nicht unwahrſcheinlich iſt, daß die Römer die erſten Reben an den Neccar gebracht haben, ſo iſt auf jeden Fall der Anbau der⸗ ſelben in dieſer Gegend ſo früh, als in irgend einer andern von Teutſchland. Die vorzüglichſten Weinberge an dieſen ſüdweſtlichen Abhängen (am Schloß ſelbſt,

an dem weiter unten liegenden Mönchberg, an dem ſchon genannten Goldberg) ſind theils eigene Haus- güter von Wirtemberg geweſen und geblieben, theils als Lehen- und gültbare Güter verliehen, auch an die Klöſter verſchenkt worden (daher der Mönchberg ſeinen Namen erhielt).

Vom Ausroden des Waldes, deſſen Spuren noch in den Schluchten der Berge und auf den nördlichen Abhängen erſt in neuern Zeiten vertilgt wurden, und wovon noch die auf der Nordſeite des Berges liegenden Weingärten den Namen Gehrenwald haben, von dieſem Ausroden hat nicht nur das Dorf Rothenberg (nach der jetzigen Schreibart) den Namen, ſondern auch ein anderes unterhalb deſſelben am Fuß der Fellbacher Weinberge gelegenes, längſt abgegangenes Dorf ImRod, wovon noch eine Kelter übrig iſt, (gleichbedeutend mit: im Rütli, wo der Schweizerbund entſtand).

Der Berg aber, worauf das Stammſchloß ſteht, hat ſeinen Namen von dem Schirmherrn. „Des Landes Wirte" d. h. Herr, kommt ſchon im Nibelun-

gen Lied vor *). Der nächſte, jenſeits des Neccars liegende Berg, (zwiſchen Wangen und Stuttgart) heißt noch jezt der Frauenkopf, und jenſeits Stuttgart auf der Feuerbacher Heide ſtand die Burg Frauenberg.

Von den neueſten Entdeckungen, welche die Einheit des Regentenſtammes ſeit ſeinem erſten Bekanntwerden auſſer Zweifel ſetzen, muß der Verf. ſich vorbehalten, an einem andern Orte die näheren Belege zu geben; hier fahren wir fort, noch einiges von den geſchichtlichen Verhältniſſen zu bemerken.

So lange die Hohenſtaufen den Kaiſerthron behaupten, finden wir die Graven von Wirtemberg in ihrem anſehnlichen Gefolge. Aber ſchon vor ihrer Erhebung hielt es der erſte, den wir vom Hauſe Wirtemberg kennen, mit denen, die kein Erbkaiſerthum wollten, und die folgenden geben dieß mit noch mehr Nachdruck zu erkennen unter den lezten Hohenſtaufen. Doch haben ſie unter eben dieſen und mit ihrer Vergünſtigung

---

*) Eben ſo heißt in unzähligen Urkunden Ehwirthin die Frau.

ſich weiter ausgebreitet, vorzüglich auf den beyden Seiten des Waldgebirgs, das vom Schloß Wirtemberg bis Hohenſtaufen hinzieht, ſo daß hier die Beſitzungen der beyden Häuſer recht nahe in einander greifen.

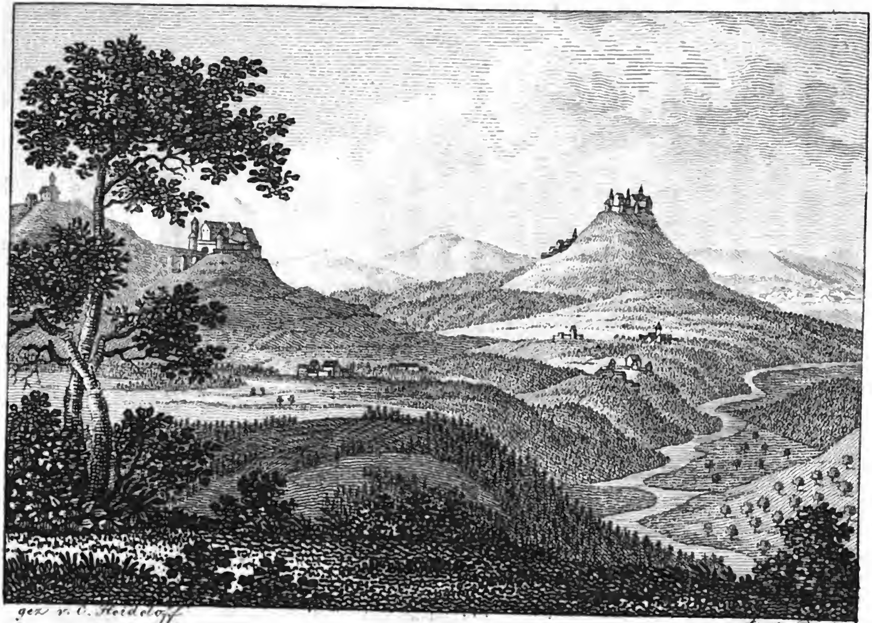
Vom großen Interregnum bis zum ewigen Landfrieden (über 200 Jahre) iſt das Stammſchloß Wirtemberg der lebhafteſte Schauplatz. Hier ſammeln ſich zahlreiche Vaſallen aus dem Adel des ſchwäbiſchen Herzogthums und treten unter den Schutz dieſer Graven; hier iſt auch der Mittelpunkt des ſo oft mit dem nahen Eßlingen erneuerten Städtekriegs. Damals erhob ſich das Schloß, nach gleichzeitigen Zeugniſſen, in beſonderer Stärke und Schönheit, die es nach den folgenden Unfällen nie wieder erreichte. K. Rudolfs I. Krieg gegen Eberhard den Erlauchten, da Stuttgart belagert wurde, brachte den Untergang den meiſten im Thal gelegenen Burgen. Da K. Heinrich VII. ſein Nachfolger, ein noch ſtärkeres Heer aus den Reichsſtädten gegen Eberhard aufbot, fiel auch das Stammſchloß und wurde ausgebrannt, wie das Stift zu Beutelsbach mit dem Erbbegräbniß. Doch erſtand jenes bald wieder aus dem Schutt, und blieb der Hauptwaffenplatz gegen die Städte noch über

dieſe Periode hinaus bis zur Vertreibung H. Ulrichs durch den ſchwäbiſchen Bund, 1519. Mehr als Eine Schlacht wurde in ſeiner Nähe gegen die ſtädtiſchen Söldner geliefert. Keine Eiferſucht der Nachbarn vermochte das Haus in ſeinem Wachsthum, in der fortwährenden Erwerbung an Land und Leuten aufzuhalten, und als Eberhard im Bart den Herzogshut empfing, mußten ſie bekennen, daß er um dieſe Würde nicht anderſt geworben, denn daß er ſie verdient habe. Dieß geſchah auf demſelben Reichstag, da der ewige Landfriede gegründet wurde, 1495. Als H. Ulrich dieſen noch gegen Reutlingen brach, ſo erfolgte ſeine Vertreibung und noch einmal wurde die Brandfackel über das Stammſchloß geſchwungen, 1519. Nach ſeiner Rükkehr im J. 1534. wurde es wieder hergeſtellt, auch von H. Chriſtoph weiter ausgebaut, daß es als Bergſchloß noch immer mit Nutzen gebraucht werden konnte bis nach dem 30jährigen Krieg, in dem Umfang, wie es im Ganzen ſeit dieſer Zeit geblieben iſt, einige unweſentliche Veränderungen abgerechnet. Eine merkwürdige Periode. Die Zeit der Zwingherrſchaft war vorüber. Mit H. Ulrichs Rückkehr beginnt die Zeit der Denkfreiheit, der Feſtſtellung aller innern und äuſſern Rechte, wie ſie unter H. Chriſtoph zur Ausführung gekommen.

Eine Anſicht des Schloſſes aus jener Zeit gibt das erſte Kupfer dieſes Taſchenbuchs, nach einem alten Gemälde auf der Burg zu Nürnberg, durch Herrn Heideloff entworfen. Wir finden daſſelbe übereinſtimmend mit einem alten Kupfer von Merian; mag dieſer nun jenes copirt, oder dieſes ſelbſt nach der Natur gezeichnet haben, ſo iſt die Anſicht auf jeden Fall aus der Zeit vor dem dreiſſigjährigen Krieg, (Merian lebte von 1593. bis 1651.) und die Treue des Zeichners wird noch beſonders beſtätigt durch die genaue Uebereinſtimmung aller Verhältniſſe der unverändert gebliebenen Theile zu ſeinem Standpunkt, wie eine auf eben demſelben vom Herrn Hofkupferſtecher Seyffer kürzlich ausgeführte kleine Naturzeichnung, die nächſtens in Kupfer erſcheinen ſoll, darthun kann. Der Standpunkt iſt auf der Südſeite des Schloſſes auf dem ſogenannten Höchſt, wo ein Fußpfad nach Uhlbach führt. Man hat gerade das Hauptthor vor ſich und zur rechten Hand das Dorf Rothenberg. Für diejenigen, welche die Anſicht nicht an Ort und Stelle vergleichen können, bemerken wir hier noch die hauptſächlichſten Veränderungen. Der verzierte Steingiebel am Hauptgebäude des Schloſſes iſt jezt einfacher geworden, vermuthlich, weil der Sturm ſo oft das Dach

beſchädigt, auch das Vorhäuschen auf der Weſtſeite dieſes Hauſes iſt nicht mehr vorhanden. Der viereckigte maſſive Thurm, durch welchen das Hauptthor ging, iſt ebenfalls verſchwunden, aber ein zweyter, ähnlicher, bildet noch das innere Thor. Die äuſſere, hölzerne Brücke, mit einem Dach, welche zum Abwerfen beſtimmt war, iſt durch eine ſteinerne erſetzt. Von dem Dorf Rothenberg ſieht man auf dieſer ältern Anſicht eine Reihe Häuſer mit Bäumen, welche faſt bis zum Haupteingang des Schloſſes reicht. Dieſe iſt nun leer, vermuthlich in Folge der Verheerungen des 30jährigen Kriegs, welche den meiſten Dörfern eine andere Geſtalt gegeben haben.

Wenn man ſich die Mühe nehmen will, die Bauart im Innern des Schloſſes näher zu vergleichen, ſo wird man ſich leicht überzeugen, das die Grundmauern und einzelne Theile des Schloſſes noch älter ſind, als die vorliegende Anſicht. Es ſind überdieß im Innern noch Spuren zweyer Thürme zu erkennen, eines viereckigten, der gegen Abend, und eines runden, der gegen Morgen ſtand. Man wird ſich ferner aus dem Ganzen und noch beſonders aus dem ſorgfältigen Wiedereinmauern der bekannten alten Inſchrift, in deren



gez. v. C. Heideloff — gest. v. Bauer

Hohenſtauffen.

Nähe auch die Abbildung des ſinnreichen Kampfes zwiſchen dem Löwen und Drachen nicht zu überſehen iſt, überzeugen, ſowohl, daß die oben gedachten ehemaligen Verheerungen nie total geweſen, *) als auch, daß man bey der Wiederherſtellung immer das alte wieder möglichſt benuzt habe.

Eine groſſe, nach der Natur gezeichnete, mit kräftigem Grabſtichel ausgeführte, Anſicht des Schloſſes, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtand, von Hofkupferſtecher Seyffer, iſt bereits ſo bekannt und ſo allgemein als ein wahres, vaterländiſches Meiſterwerk mit Beifall aufgenommen worden, daß wir nur noch den Wunſch beiſezen, es möchte bald auch das eben ſo treffliche Gegenſtück, Hohenſtaufen in ſeiner jezigen Geſtalt, nachfolgen.

## Hohenſtaufen.

Kahl und öde ſteht der herrliche Berg, deſſen Namen einſt ein groſſes Kaiſerhaus trug. Obgleich beraubt ſeines Schmucks, der Mauern und Thürme,

*) Gewöhnlich begnügte man ſich die innern Theile auszubrennen.

macht er doch jezt noch einen großen Eindruck, ſchon wenn man von der Ferne ſich nähert. Wie mußte es ſeyn, da noch ſeine blinkenden Zinnen weit hinausſahen über die Thäler und Gefilde!

In der St. Johanniskirche zu Gmünd iſt ein Gemälde erhalten worden, welches Hohenſtaufen zeigt, wie es damals geweſen. Nach dieſem hat H. Heideloff die Zeichnung zu dem zweyten Kupfer dieſes Taſchenbuchs entworfen. Da die Umgebungen durchaus mit der Natur übereinſtimmend ſind, und beſonders der Rechberg von jedem auf den erſten Anblick erkannt werden wird, ſo dürfen wir auch die Darſtellung der Hauptburg wohl als richtig annehmen. Der Standpunkt iſt auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd, und zeigt die zur Rechten zwiſchen Tannenwäldern ſich hinſchlängelnde Rems beinahe in der ſog. Vogelperſpektiv, wobei der Künſtler zur Abſicht gehabt zu haben ſcheint, den Hohenſtaufen ſelbſt für den Geſichtskreis recht hoch zu ſtellen. Es iſt die nordöſtliche Seite der Burg, welche uns zugekehrt iſt; wir bemerken auſſer drey kleinen Mauer-Thürmen, zwey größere Thürme im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude geweſen zu ſeyn ſcheint, eine dritte Thurmſpiʒe.

Auſſer dieſem, vor kurzem entdeckten, Gemälde haben wir noch einen Grundriß von den Trümmern des Schloſſes, wie ſie Cruſius im J. 1588. geſehen. Die Beſchreibung, die er dabei gibt, *) ſcheint von dem obigen Gemälde in mehreren Stücken abzuweichen. Allein eben dieſe Abweichungen ſind ein Beweis für das höhere Alter jenes Gemäldes, da wir mit Recht annehmen dürfen, daß die Burg ſchon unter den Hohenſtaufen ſelbſt und noch mehr unter den nachgefolgten Beſitzern verſchiedene Veränderungen in Abſicht der Bauart erfahren haben möge.

Die folgenden Nachrichten, worunter wir hauptſächlich das minderbekannte herausheben, ohne das übrige, was ſchon von Hohenſtaufen hin und wieder geſagt worden, zu wiederhohlen, werden auch zu der leztern Bemerkung mehrere Belege geben.

Das geographiſche Verhältniß des Berges zum öſtlichen, wie das von Hohenzollern zum weſtlichen, Anfang oder Ende der ſchwäbiſchen Alp erhält erſt ſeine

*) Schwäb. Chronik II. 374. f. der Moſerſchen Ausgabe.

Bedeutung durch die Zeitverhältniſſe, unter welchen die Burg erbaut worden.

In den früheren Zeiten war der Siz des Herzogthums Schwaben oder Alemannien am Bodenſee; dort hatten die älteſten Herzoge ihre Burgen, darunter Hohentwiel. Zürich, Conſtanz, konnten Hauptſtädte des Herzogthums heißen. Als K. Heinrich IV. den Erbauer der Burg Hohenſtaufen, Friederich, zu ſeinem Eidam erſah und ihm das Herzogthum Schwaben verlieh (im J. 1079.) gegen die Anſprüche der Zäringer und Welfen, ſo entging ihm wohl nicht, daß nur ein in dieſen Gegenden angeſeſſener Fürſt in Verbindung mit dem Kaiſerhaus, deſſen wichtigſten Hausbeſizungen in dem angränzenden Franken lagen, ſich behaupten könne. Dieß geſchah durch Friedrich von Staufen, und ſo kam der Siz des Herzogthums in das öſtliche Schwaben, Ulm wurde Hauptſtadt, und da die Hohenſtaufen in das Erbe des Saliſchen Kaiſerhauſes eintraten, wurden die beyden Herzogthümer, Schwaben und Franken, in ihrem Hauſe vereinigt.

Die Geſchichte mehrerer alten Häuſer beſtätigt die Bemerkung, daß ihre Niederlaſſungen, wovon ſie den

Namen erhielten, in der That von noch ältern gleiches Namens, ausgegangen ſind. Von den alten Grafen von Urach und vom Breisgau läſſt ſich dieſes urkundlich nachweiſen. Auch auf dem Hertfeld finden wir ein wahrſcheinlich älteres Staufen, ein Büren und ein Waiblingen, wie bei Hohenſtaufen, und es iſt unwahrſcheinlich, daß der Erbauer dieſer Kaiſerburg von jener Gegend gegen das Remsthal herunter gezogen und vielleicht auf Antrieb K. Heinrichs IV. ſelbſt dieſe Burg in der Nähe der Saliſchen Erbgüter erbaut habe.

Damals wurde auch der Berg von einem noch ältern Lehensband befreit. Schon zu Karls des Großen Zeit hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (er war ohne Zweifel aus einem ſchwäbiſchen Hauſe) unter andern Schenkungen die Celle, nachherige Dionyſius-Kirche, zu Eßlingen, zu Herbrechtingen ꝛc erhalten. Dazu wurde auch der Hohenſtaufen gezählt. Dieß kam erſt wieder an den Tag auf Konrads III. des erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſers, Kreuzzug, in der Mitte des 12ten Jahrhunderts. Als K. Ludwig VII. von Frankreich jenem bedeutende Hülfsleiſtungen nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinaſien erwieſen hatte, ſo wollte ein Mönch von St. Denys

dieſe Gelegenheit nicht unbenützt laſſen, um ſeinem Kloſter die von den Hohenſtaufen entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat ſeinen König, den Teutſchen Kaiſer, der ihm ſo viel Dank ſchuldig wäre, an die Rückgabe zu erinnern. Ludwig VII. that es, ſo nachdrücklich, als er konnte, aber der Kaiſer war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen. Er wollte ſeine Stammburg von keinem Kloſter, viel weniger von einem auswärtigen, abhängig wiſſen. In dieſer noch nicht lange aufgefundenen Nachricht wird noch ausdrücklich bemerkt, Konrad III. habe nur einen Thurm auf dem Schloſſe beſeſſen, der andere mit dem übrigen habe ſeines verſtorbenen (ältern) Bruders Sohn, dem damaligen Herzog in Schwaben, nachherigen Kaiſer Friederich I. oder Barbaroſſa, der auch mit auf dem Kreuzzuge war, zugehört *)

---

*) Hier wären die zwey gleichen Thürme im Innern, welche unſere Kupfertafel nebeneinander zeigt. Nach des Erbauers, Friedrichs I. Tod hatten ſich demnach die beyden Söhne, Friedrich II. Herzog in Schwaben, und Konrad, Herzog in Franken, (nachheriger Kaiſer oder vielmehr Röm. König,) in der Stammburg getheilt, doch

Ungeachtet der letztere während ſeiner Reichsregierung mehr als Einen kaiſerlichen Palaſt in verſchiedenen Gegenden des Reichs angelegt hat, *) ſo haben doch er und ſeine Nachfolger die väterliche Burg immer in Ehren gehalten und ſind oft in dieſer Gegend geweſen.

Als K. Philipp, K. Friedrichs I. jüngſter Sohn, der ſeinem Bruder, K. Heinrich VI. folgte, im Krieg gegen K. Otto IV. ſeinen Nebenbuhler im Reich, auf dem Schloſſe Altenburg bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erſchlagen wurde, nahm ſeine Gemahlin Irene ihre Zuflucht auf Hohenſtaufen. Sie war des griechiſchen Kaiſers, Iſaak Angelus, des Comnenen, Tochter, und zuerſt dem Sohne Tankreds, Königs von Sicilien, Roger, verlobt, von K. Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen, geblendet und auf

---

daß der ältere, als ſchwäb. Herzog, den Vorzug behielt.

*) Darunter Gelnhauſen, wovon kürzlich Herr Bernhard Hundeshagen in Mainz eine ſehr merkwürdige Beſchreibung mit XIII. Kupfertafeln fol. herausgegeben hat.

Hohenembs in Verwahrung gebracht, ſeinem Bruder Philipp vermählt worden. Selbſt zu dem griechiſchen Thron ward dieſem Hoffnung gemacht, als der Irene Vater, von ſeinem Bruder Alexius abgeſetzt und geblendet, bei K. Heinrich VI. Hülfe ſuchte. — Philipps Tod machte einen ſolchen Eindruck auf die unglückliche Kaiserstochter, daß ſie nach der Ankunft auf Hohenſtaufen zu früh entbunden wurde und bald darauf ſtarb. Acht Tage vor ihrem Tode vergabte ſie dem Kloſter Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derſelbe, von dem ſchrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geſchieden. *) Aus der großen Zahl der Fürſten und Herren, welche ſonſt im Gefolge der Hohenſtaufen gefunden werden, iſt Grav Ludwig von Wirtemberg der einzige, der ihre Vergabung als Zeuge unterzeichnet, und alſo allein bei ihr ausgehalten hat, während jene bereits zu Otto IV. übertraten.

Was den letzten Hohenſtaufen, bei den zunehmenden Unfällen ihres Hauſes, von Stammgütern und Lehen übrig geblieben, das vermachte Konradin vor ſeinem unglück-

---

*) Sie nennt ſich in dieſer Urkunde Maria.

lichen Zuge nach Sizilien ſeinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern. Unter dieſen Gütern aber iſt **Hohenſtaufen** nicht genannt, auch von den leztern nie angeſprochen worden; daraus [illegible]n wir, daß dieſe Burg unter den lezten Kaiſern [illegible] Hauſes als **Reichsburg** betrachtet und den [illegible]domainen einverleibt worden. Als ſolche ward ſie au[illegible] unter den nachfolgenden Kaiſern erhalten bis auf Karl IV. Dieſer verpfändete zuerſt Hohenſtaufen nebſt Achalm und den dazugehörigen Schirmvogteien an Grav Eberhard von Wirtemberg den Greiner im J. 1347.

In dem Krieg mit den Städten nahm der Kaiſer zwar die Pfandſchaft wieder zurück, und gab ſie nachher dem Herzog Leopold von Oeſterreich. Allein Eberhard ließ die ſchöne Erwerbung nicht mehr aus den Augen, ſobald die Herzoge von Oeſterreich die Pfandſchaft an Johann und Wilhelm von Rietheim abgetreten hatten, erhielt er von dem Kaiſer, daß er dieſelbe wieder einlöſen durfte; und durch nachgefolgte Verträge mit Oeſterreich iſt das Haus Wirtemberg im Beſiz derſelben geblieben. Auch die Einwohner des Dorfes Hohenſtaufen bewieſen, wie gern ſie unter der Herrſchaft dieſes Hauſes waren. Als im XV. Jahr-

hundert eine Verpfändung vorkam, brachten ſie ſelbſt 600 fl. zur Widerloſung auf, und erhielten dagegen die Verſicherung, daß ſie nicht mehr verpfändet werden ſollen. Dies geſchah 44 Jahre vor dem Tübinger Vertrag, der dieſelbe Verſicheruug dem ganzen Fürſtenthum gab.

Anderthalb Jahrhunderte blieb die Kaiſerburg wohl erhalten bei Wirtemberg, bis der Bauernkrieg auch ihr den Untergang brachte. Herzog Ulrich war bekanntlich durch den ſchwäb. Bund vertrieben. Auf der Burg lagen nur 32 Mann Beſatzung, der Burgvogt, Georg Stauffer von Bloſſenſtaufen, war abweſen, als die Bauern heranzogen; an ſeiner Stelle führte Michael Reuß von Reuſſenſtein den Befehl. Da die Bauern mit Stücken zu ſchießen anfiengen, erwiederte ſolches zwar die Beſatzung und tödtete einige derſelben, bald aber verlor ſie den Muth und floh davon. Da ward denn die ehrwürdige Burg von den zügelloſen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Drei und ſechszig Jahre ſpäter fand Cruſius das Ganze in folgendem Zuſtand, den wir mit ſeinen eigenen Worten hier beſchreiben:

„Von dem Dorf Staufen ſteigt man links auf den Schloßberg. Daſelbſt iſt in der Mitte eine kleine Ebene, wo man weiland, wie man ſagt, Tänze gehalten. Hernach, wenn man weiter hinauf geht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige iſt. Der Berg ſelbſt iſt rund, wie ein hoher Spitzhut, doch an einem Theil länger, als breiter. Wir giengen auch auſſerhalb um die Mauern herum, und es iſt wenig Raum übrig, alſo daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang deſſelben iſt, weil der Berg ziemlich gäh iſt. Man kann aber an zwei Orten hinauf gehen. Erſtlich, auf einem engen und mühſamen Fußwege, zu deſſen Rechten der Tanzplatz iſt, wovon ich geſagt habe, wir ſind ſelbigem gefolgt, und es ſind 450 Schritte vom Dorf bis zum Thore. Hernach auf einem breiten aber auch Umwege, der mehr zur Rechten des Berges iſt gegen Lorch, auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thor hineingegangen iſt, ſiehet man nun zwei Theile des Schloſſes, einen zur Rechten den andern zur Linken, beide mit einer Mauer von einander abgeſondert. In dem zur Rechten iſt heutiges Tags kein Gebäude mehr, außer ein Stück von einer Mauer; ſondern der Platz iſt voll Gras. Deſſen

Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, ſo gegen das unten gelegene Dorf Staufen ſieht, iſt eine Capelle geweſen. In dem Eck links, nicht weit vom Thor, neben der abſondernden Mauer, ſteht ein Brunn, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern ſind, in beiden Theilen des Schloſſes, Bäume und Stauden. Nun iſt mitten in der unterſcheidenden Mauer ein Thor, dadurch man in den andern Theil des Schloſſes, welcher zur Linken iſt, hinein gieng. Ich habe die Länge dieſes Theils mit 60 und die Breite mit 40 Schritten gezählt. Alſo wird die Länge des ganzen Schloſſes ſeyn 106 meiner Schritte. Aber zur linken Hand, wenn man zum Schloß hineingeht, ſteht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt worden, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte oben, nicht unten (wie auch zu Achalm) einen Eingang. Neben dieſem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufen zum Thor hinauf geht, war die Wohnung des Frauenzimmers, wie uns ein ſehr alter und verſtändiger Einwohner des Dorfs geſagt hat. Allda war auch unter der gemeldten abſondernden Mauer ein Weinkeller, welcher mit Stei-

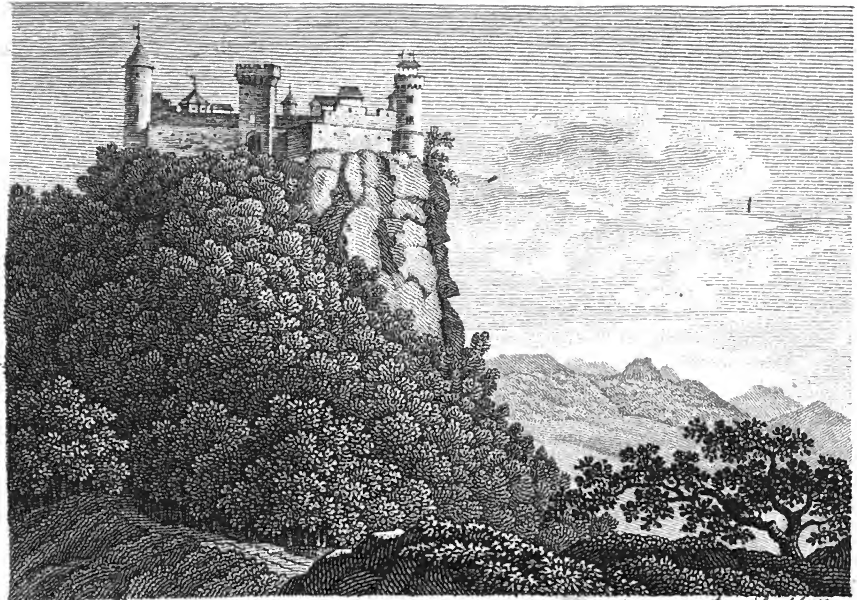
nen ſchier ausgefüllt iſt. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Es ſind Bäume dabei. Im äußerſten Eck dieſes Theils, welches im Hineingehen zur rechten Hand iſt, ſteht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. *) Unten an der Mitte der nächſten Seite iſt eine Höhle, welche man das Heidenloch heißt. Vielleicht iſt ſie damals ausgehauen worden, das Schloß zu fällen, als es weiland von Lothario dem Sachſen, der mit K. Konrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hof dieſes andern Theils wächſt Gras, ſo abgemähet wird, die Mauer, welche das ganze Schloß umfaſſet, iſt beinahe 7 Schuh dick, an einem Orte höher, am andern niedriger, weil viel daran eingefallen, oder hinweggeführt worden. Das Fürnehmſte an der Mauer ſind die vierekige Steine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, ſo daß das mittlere Viereck über die vier Nebenſeiten herfürgeht, wie die Steine an

*) Wahrſcheinlich ein ſpäterer Anbau, den das Gemälde zu Gmünd nicht kennt, für das Alter des letztern zeugt auch, daß es noch die alte hölzerne Kapelle auf dem Rechberg hat. Vergl. unten S. 341 dieſes Taſchenbuchs.

der Nürnbergiſchen Stadtmauer. *) Die Steine ſind noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angeſteckt. Man kann auf der Mauer gehen und wir ſind auch darauf gegangen, und haben weit und breit herumſehen können. Gewiß es iſt ein weites und anmuthiges Ausſehen allenthalben herum; und wer ein ſcharf Geſicht hat, kann bis an den Rhein ſehen, wenn er ſelbige Gegend weiß. Bisweilen ackert auch der Schultheiß den innern Hof und ſäet Frucht darauf. Es iſt kein Bildniß mehr in dieſen Theilen, keine Inchriften, keine Wappen, keine Farbe. Alles iſt durch Feuer, Regen oder durch die böſen Zeiten ausgetilgt. **) Kein Kaiſer, kein Fürſt iſt mehr da; keine Hofleute, keine Ritter; keine griechiſche Irene, keine andere Kaiſerin, keine Herzogin, kein Frauenzimmer; kein Geräuſch mehr, keine Trommete hört man weit und breit erſchallen. Alles iſt verſchwunden, wie ein Rauch. — Ein Bauernſchultheiß hat jetzt die Schlüſſel

*) Und an den Hauptmauern des Schloſſes Wirtemberg.

**) Sollte es nicht der Mühe Werth ſeyn, die verſchüttete Brunnen und Keller aufzugraben, um vielleicht noch Merkwürdigkeiten unter den hineingeworfenen Steinen zu finden?



gez. v Seyffer — gest v. Seyffer

Schloſs Teck.

Digitized by Google

zu dem Thor, welches für Alter faſt wurmſtichig iſt. Er mähet das Gras, ſo im Schloßhofe hoch ſtehet. Der Holderbaum wächſt da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tags von den Mauern übrig iſt, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bei zwei Stunden in dem Schloß. Wir betrachteten alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menſchliche Elend. Daher ich auch das Lied geſungen: „Mag ich Unglück nicht widerſtehn.“ So weit Cruſius beim J. 1588.

## T e c k.

Die ganze nördliche Seite der Alp liegt im Angeſicht des Schloſſes Wirtemberg, ausgenommen das öſtliche Ende mit Hohenſtaufen. Gleichſam ungeſehen von dem Kaiſerſitz gründete dieſes Haus allmählig ſeine Herrſchaft in der Mitte von Schwaben. Alle jene Burgen, welche einſt in der Alpreihe hervorgeragt und ihr ohne Zweifel ein lebhafteres Anſehen gegeben haben, als ſie jetzt hat, kamen mit den zugehörigen Herrſchaften nach und nach an Wirtemberg. Vor allen fällt hier in die Augen der Teckberg, deſſen Name älter iſt,

als unſre jetzige Sprache; vor allen ſchien er dazu beſtimmt, der Sitz eines Fürſtenthums zu ſeyn. Wirklich ſollte er es werden ſchon zu der Zeit, da der Name Wirtembergs zum erſtenmal in der Geſchichte genannt wird. Berthold von Zäringen, Herzog in Kärnthen, führte hier den Krieg gegen K. Heinrich IV. in Verbindung mit dem Gegenkönige Rudolph von Rheinfelden. Adalbert, ſein Urenkel, brachte den Herzogstitel auf ſeine Linie und wurde Stammvater der Herzoge von Teck, welche in der Mitte des XV. Jahrhunderts ausgeſtorben ſind. Am blühendſten ſcheint dieſes Haus geweſen zu ſeyn zur Zeit des Interregnum, nach dem Abgang der Hohenſtaufen; aber von dieſem Zeitpunkt fängt es an, merklich zu ſinken durch Schulden und Theilungen, entgegengeſetzte Eigenſchaften von denen, durch welche das Haus Wirtemberg in der nämlichen Zeit empor gekommen. Dieſem würde es noch leichter geworden ſeyn, die Teckiſchen Beſitzungen durch Kauf an ſich zu bringen, wenn nicht die Herzoge von Oeſterreich es eben ſo erwünſcht gefunden hätten, ihre ſchwäbiſche Herrſchaften bis hieher auszudehnen. Dennoch gelang es der Ausdauer der wirtembergiſchen Graven, daß ſie auch diejenigen Theile, welche jene ſchon im Beſitz hatten, zu dem übrigen erhiel-

ten. Bei der Errichtung des Herzogthums Wirtemberg aber iſt auch Teck in den Titel aufgenommen worden.

Wie anſehnlich vormals die Teckburg geweſen, beurkunden noch zwei Gemälde, welche die Kirche zu Owen, wo die Herzoge von Teck ihr Erbbegräbniß hatten, aufbewahrt. Das eine, durch ſpätere Hand erneuert oder vielmehr übertüncht iſt weniger brauchbar, als das andere. Von dem letztern giebt Herrn Seyfers Grabſtichel in beiliegendem Kupfer eine ſehr gefällige Copie, welche mit den Ruinen und Umgebungen genau verglichen worden iſt. Sie bewährt zugleich die Ausſicht auf die Gebirge des Lenninger und Uracher Thales, über welche wir in der Mitte Hohenſtaufen, in dem entfernten Hintergrunde links den Roßberg, rechts die Achalm hervorragen ſehen.

J. C. Pfiſter.

Der Berg, auf dem die Burg Teck ſtand, liegt unter dem 48° 36′ der nördlichen Breite, anderthalb Stunden ſüdlich von Kirchheim, gerade über dem Städtchen Owen. Die Figur des Berges iſt nicht regelmäßig, aber ganz frei und losgeriſſen von dem übrigen

Alpgebirge, wovon er einen Theil ausmacht. Er erhebt ſich zwar über ſeine Nachbarn, iſt aber doch niedriger, als die rauhe Alp. Auf der Abend- und Nordſeite iſt er weit herauf mit Akerfeld angebaut, weiter oben ſind Viehweiden. Die Morgenſeite hat von unten an bis zu den Schloßruinen, Wald, und die Mitttagsſeite hat Weinbau bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meer. Der Wein gehört freilich zu den ſchlechtern Gattungen Wirtembergs. Auf der nördlichen Spize dieſes Berges erhebt ſich ein hoher, brüchiger, verwitterter Marmorfelſen, welcher den übrigen Berg beherrſcht. Dieſer macht die ſichere Lage des Schloſſes Tek aus, deſſen Alter man nicht erkunden kann. Der Bauart nach iſt die Burg nicht von Römern, ſondern von den alten Bewohnern der Gegend erbaut worden. Die noch ſtehenden Mauern ſind von einer bewundernswürdigen Feſtigkeit, und beſtehen auſſer ausgehauenen Steinen, innen aus Schutt, oder Gußmauern, darin Kalk ſo feſt geworden iſt als die Steine ſelbſt. Für jenes Zeitalter war dieſe Mauer unzerbrechlich.

Gegen das Städtchen Owen zu ſind die Mauern noch am beſten erhalten, da ſtehen auch noch 4 Halb-

thürme. Ein Theil der Ecke dieſer Seite iſt niederge-riſſen, weil Herzog Karl daſelbſt der Gräfin von Hohenheim Ausſicht verſchaffen wollte. Hier iſt der Felſen am wenigſten ſteil, und der Verfaſſer dieſes Aufſatzes ſah im Sommer 1818 zwei Weiber von Owen von unten herauf bis in das Schloß hinein, und wieder den nämlichen Weg hinab ſteigen, ohne Gefahr.

Gegen Mittag ſteht ein Thurm halb, innen bedeckt der vormals ein Gefängniß war, man kann noch hinabſteigen. Dieſe hintere mittägige Seite iſt ſtark beſchädigt. Am meiſten ſind die zwei Seiten gegen Mitternacht und gegen Morgen verwüſtet, wo die Mauern bis auf die Fundamente abgetragen ſind. Auf dieſer mitternächtlichen Seite, gegen Kirchheim war das Thor, wo noch jetzt der Eingang iſt, ein gut gemachter Weg führt in die Burg hinein.

Die innern Gebäude ſind alle verwüſtet und von dieſen findet man keine Spur mehr. Der innere Raum iſt ein großer länglicht viereckiger Platz, mit den alten Mauer-Ruinen umgeben. Ein runder, gemauerter Kreis, noch deutlich ſichtbar, bezeichnet das Andenken eines Brunnens oder einer Ziſterne, die ausgefüllt

iſt. Da Teck lange vor Erfindung des Pulvers erbaut war, ſo wurde ſeine Befeſtigung auch nur auf Waffengattungen jenes Zeitalters berechnet, und man findet daher weder einen Wall, noch jene Dicke der Mauern, welche gegen grobes Geſchütz Widerſtand leiſten konnte.

Der Herzog Karl Alexander wollte das Schloß und den Berg wieder befeſtigen, es wurde auch eine Kaſerne hinaufgebaut, deren ſchlechte untern Mauern noch ſtehn, es waren auch Soldaten oben, von welchen man noch in Owen ſpricht. Aber der Tod verhinderte den Herzog an der Ausführung.

Wenn nicht nur das Schloß, ſondern der ganze iſolirte Berg befeſtigt werden würde, ſo müßte er unüberwindlich ſeyn, denn kein Punkt könnte ihn mit Nachdruck beſchießen.

Oben auf dem Berge war ein Brunnen mit reinem Waſſer, mit einer unverſiegbaren Quelle, die auch in den trocknen Jahren 1540 und 1780 ihr Waſſer behielt. Gegenwärtig iſt er verloren gegangen, und hat wahrſcheinlich weiter unten am Berge einen Ausgang erhalten.

Unter der Burg Teck, gegen Owen *) iſt eine natürliche Berg-Höle, die anfänglich eine große Oeffnung hat, aber bald enger wird. Sie wird das Sibyllen-Loch genannt, und iſt von innen durch Kunſt erweitert worden, indem man Spuren von Mörtel findet. Endlich wird die Höhle ſo enge, daß man auf dem Bauche kriechen muß.

Gegen Mittag war unter dem Schloſſe eine zweite Höhle im Felſen, die aber jezt verſchüttet iſt.

Auf der Mittagsſeite, am Ende des Bergs iſt der gelbe Felſen, einer der höchſten der Gegend, und ganz ſchroff. Hier iſt die vom Geſchichtſchreiber Sattler erwähnte Höhle, das Frene-Beutlins-Loch, in welches man, wie in einem Kamin hinabſteigt, und unten erweitert ſich die Höhle.

---

*) Unten am Rand des Felſen, den das beiliegende Kupfer darſtellt, nur daß auf dieſem Standpunkt der Eingang nicht geſehen werden kann.

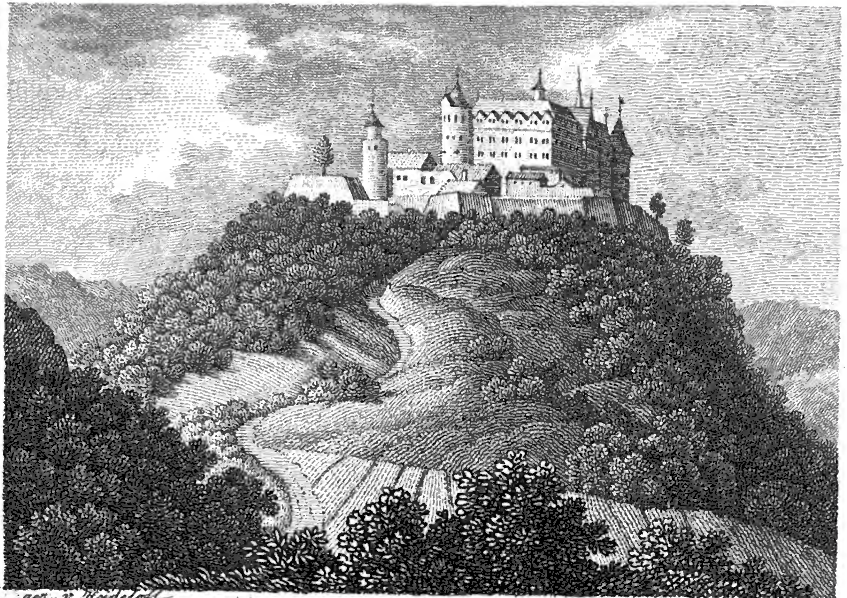
Am Fuß des gelben Felſen iſt noch eine Höhle, die durch Zufall entdekt wurde, ſie iſt 30 Fuß weit, und anſehnlich hoch.

Am Teckberge findet man ſchönen Marmor in groſſen Blöken von verſchiedenen Farben. Er wird theils in der Gegend verarbeitet, theils nach Stuttgart geführt, dort geſägt und geſchliffen.

Röder.

## Hohen-Urach.

Das Schloß, worin Eberhard im Bart wohl ſeine meiſten und löblichſten Regierungshandlungen entworfen; wo Herzog Chriſtoph geboren und bis in ſein viertes Jahr erzogen worden, verdient ſchon darum in der Abbildung erhalten zu werden, nachdem es, eine der lezten der Alpburgen, auch in Trümmer geſunken. Es iſt indeſſen noch mehreres für unſere Geſchichte merkwürdig. Die Gravſchaft, welche zu dieſer Burg gehörte, iſt die erſte gröſſere Erwerbung, womit Ulrich der Stifter den Anfang zu dem nachgefolgten Zuwachs von Wirtemberg



gez. v. Heideloff — gest. v. Seyffer

# Hohen Urach.

Digitized by Google

gemacht hat, bei dem Abſterben der erſten Linie von Urach, eines der älteſten, wahrſcheinlich auch mit Wirtemberg verwandten, Gravenhäuſer. Ulrich näherte ſich durch dieſe Erwerbung bereits den Teckiſchen Beſitzungen und erhielt einen nähern Zuſammenhang mit den oberſchwäbiſchen Herrſchaften der Landauiſchen Linie. Wir finden, daß die Graven von dieſer Zeit an ſich häufig in Urach aufgehalten haben, und die Theilung der Uracher und Stuttgarter Linie iſt bekannt. Die Stadt Urach dürfen wir unter die älteſten und gewerbreichſten Landſtädte zählen. Auſſer den übrigen, noch jezt blühenden Gewerbszweigen, war hier eine der erſten Druckereien, und zu H. Chriſtophs Zeit entſtand, wie man es jezt nennen würde, eine Bibelgeſellſchaft, die erſte in Deutſchland; mit Unterſtüzungen von K. Maximilian II. und mehreren andern Fürſten wurden Bibeln und andere Religionsſchriften in ſlaviſcher Sprache hier gedruckt.

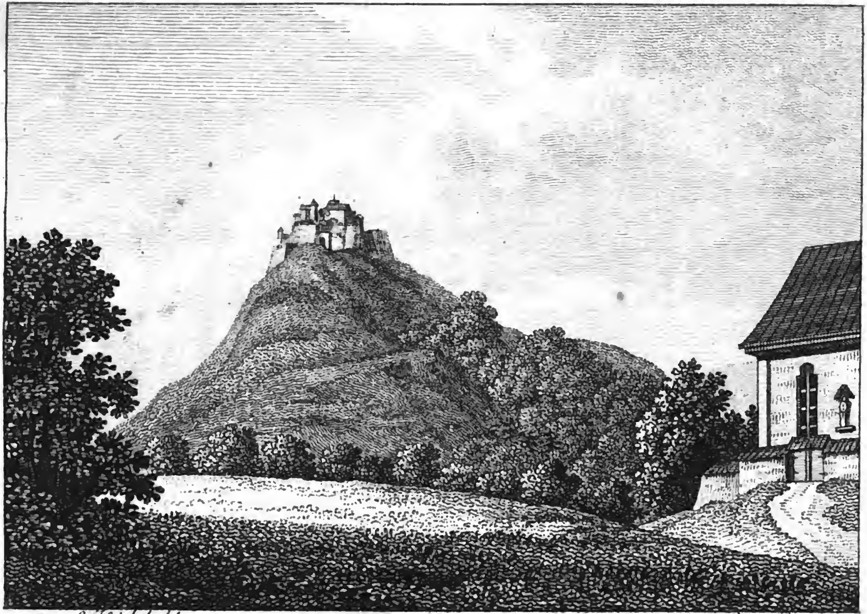
Zu Urach finden wir die erſten merkwürdigen Landtage. Von den vier Hausverträgen, wodurch Eberhard im Bart das Zuſammenwerfen der Lande begründet, hat der erſte ſeinen Namen von Urach. Unter dieſem Herzog iſt die Stadt wohl am lebhafteſten gewe-

ſen; auch ſein Beilager wurde mit groſer Pracht daſelbſt gehalten. In der Stadt war noch ein zweites fürſtliches Schloß. H. Eberhard hat die Stadt überdieß mit anſehnlichen geiſtlichen Stiftungen geziert, wovon die Gebäude der einen kürzlich zu einem Seminarium umgeſchaffen worden. Als durch die Vereinigung der Lande der Hof und die Regierung nach Stuttgart kamen, erhielt die Stadt zur Entſchädigung verſchiedene Freiheiten, „damit ſie nicht in Abgang komme, da an ihrer Wehr und Befeſtigung nicht wenig gelegen." Noch unter H. Chriſtoph wird Urach, nach Stuttgart und Tübingen, als die dritte Hauptſtadt des Landes genannt.

Im ſchmalkaldiſchen Krieg ward Hohen-Urach zum erſtenmal durch Feindesgewalt eingenommen, von H. Chriſtoph aber wieder hergeſtellt *).

Das Haus Urach iſt aber nicht ausgeſtorben; es blüht, nur mit anderem Namen, in dem Hauſe Fürſtenberg, welche Linie Grav Egino II. im zwölften

*) Es wurden 19,087 fl. auf die Feſtungs-Werke verwandt.



gez. v. C. Heideloff        gest. v. Bauer

Hohenzollern.

Jahrhundert geſtiftet hat; ſeine Gemahlin war Judinta, Herzog Bertolds I. von Zäringen Tochter.

## Hohen-Zollern.

Unter den alten Herzogen in Schwaben, von welchen wir kaum weiter, als den Namen wiſſen, wird genannt Houching, Sohn des kriegeriſchen Herzogs Gottfried und Bruder Theobalds, welche beide gegen die Oberherrſchaft der Franken ihre Macht aufgeboten. Von dieſem Houching ſoll Hechingen den Namen haben, und wenn dieß gegrundet wäre, ſo dürften wir ihn auch als einen der erſten betrachten, welche auf Hohenzollern (Hohen-Zorn), der Schirmburg dieſer Stadt und Gegend, geſeſſen.

Der Urſprung dieſes Hauſes erwartet noch nähere Unterſuchungen; an urkundlichen Nachrichten vom XI. Jahrhundert an, fehlt es nicht. Auch die Geſammtgeſchichte des Hauſes Hohenzollern erwartet noch ihren Geſchichtſchreiber, wie die des Hauſes Habsburg, ungefähr, wie zu der Welfiſchen Geſchichte kürzlich der An-

fang gemacht worden. *) Von dieſen drei altſchwäbiſchen Fürſtenhäuſern, welche auswärtige Reiche und Kronen erwarben, hat Hohenzollern allein den Ruhm, auch die Stammburg mit den Stammgütern erhalten zu haben.

Doch waren dieſe auch nahe am Untergang in den vielen Fehden des XV. Jahrhunderts, wenige Jahre, nachdem eine Linie des Hauſes die Mark Brandenburg erlangt hatte. Die ſchwäbiſchen Städte, welche aus der Burg Hohenzollern häufig beſchädigt worden waren, vereinigten ſich endlich mit Wirtemberg und zogen heran, ſie zu belagern mit großer Macht und ſtarkem Zeug; es ſollen gegen 40,000 Mann davor gelegen ſeyn, und das grobe Geſchüz ſoll man bei Urach gehört haben. In dem Gedränge unter ſo viel Feinden verkaufte Grav Friedrich der ältere ſeine Stammburg mit Hechingen und Möſſingen an Marggrav Bernhard von Baden, um dieſen kriegeriſchen Furſten auch in die Fehde zu ziehen. Er wurde aber von den Kriegs-

*) An Materialien und gründlichen Vorarbeiten für die Geſchichte dieſer ſämmtlichen Häuſer iſt kein Mangel.

völkern der Grävin Henriette von Wirtemberg, welche er perſönlich beleidigt hatte, gefangen und nach Mömpelgardt in Verwahrung gebracht. Die Beſazung auf Hohenzollern war nur 34 Mann ſtark, und ward endlich durch Hunger genöthigt, die noch nie bezwungene Burg in die Hände des erbitterten Städtevolks zu übergeben, welches nicht einen Stein auf dem andern ließ. Dieß geſchah im J. 1423. hauptſächlich unter der Leitung von Ulm und Rotweil.

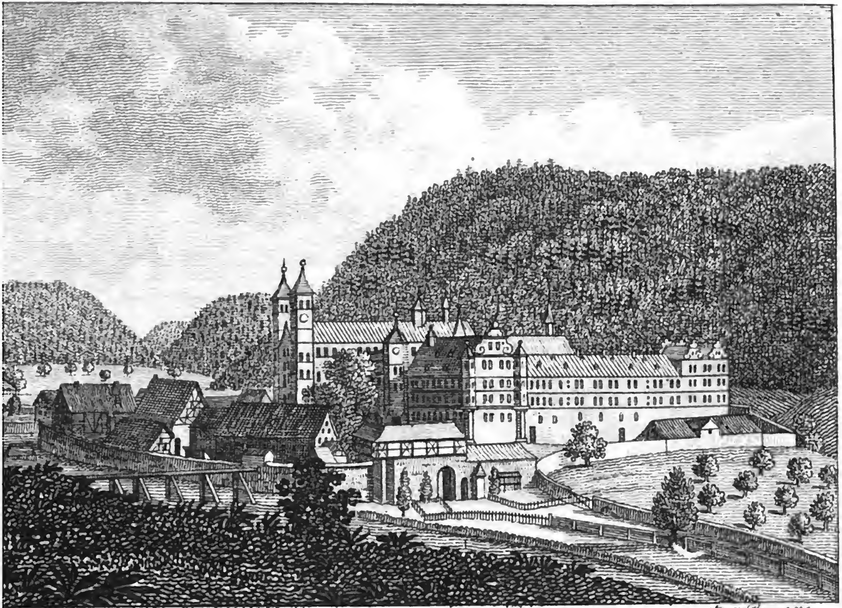
Nach ſieben Jahren, als Grav Friederich der ältere geſtorben, und Grav Eitelfritz durch einen Vertrag mit Wirtemberg wieder eingeſezt war, wollte dieſer die Stammburg wieder aufbauen. Aber die Städte kamen abermals und verbrannten und zerſtörten alles, was zum Bau herbeigeſchafft war. Erſt nach Verfluß von 30 Jahren, 1454. geſchah die Wiederherſtellung der Burg durch Begünſtigung Herzog Albrechts von Oeſterreich, und gegen Ende eben dieſes Jahrhunderts that auch der Biſchof Friederich von Augſpurg aus dieſem Hauſe das ſeinige, um die Stammburg zu verſchönern.

Aus dieſer Zeit ſind alſo die Mauern und Thürme, welche gröſstentheils noch jezt ſtehen.

## Von den Klöſtern.

Die ſpätere Zeit hat zwei verſchiedene Anſichten von den Klöſtern aufgefaßt. Wenn die eine nichts anderes darin ſah, als den Sitz aller Verfinſterung; ſo hat dagegen die andere eine die romantiſche und ſchwärmeriſche Stimmung anſprechende Seite ihnen abzugewinnen geſucht. Wie wenig man bei dieſen beiden Anſichten der urſprünglichen Beſtimmung der Klöſter ſich zu erinnern gewußt, bedarf kaum gezeigt zu werden. Was, mit einem Wort die Burgen für das bürgerliche Leben, das waren die Klöſter für religiöſe und wiſſenſchaftliche Cultur, für Humanität überhaupt, Pflanz- und Zufluchtsorte gegen die Vergewaltigungen der Zeit, und ſicher geſtellt in Abſicht ihrer innern Bedürfniſſe durch reichliche unantaſtbare Stiftungen, alles in Formen, die wir nach ihrer, nicht nach unſerer Zeit beurtheilen müſſen.

Von einigen derſelben, welche von den älteſten Zeiten zum Theil bis auf die neueſte ihrer Beſtimmung getreu, mit der Zeit fortgeſchritten ſind, wollen wir unſern Leſern die Hauptzüge vorlegen, ohne uns, (was



gez. v O Heideloff — gest. v Bauer

Kloſter Hirſchau.

auch der Raum dieſer Blätter nicht erlauben würde) auf eine ausführliche Geſchichte einzulaſſen.

## Hirſchau.

Im ſiebenten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung da kaum das Chriſtenthum in unſern Wäldern Eingang gefunden, lebte eine reiche, edle und fromme Wittwe zu Calw, mit Namen Helizena, aus dem uralten Geſchlechte der Graven jener Stadt. Dieſe ſah im Traum einen Ort auf ihren Gütern, auf welchem ſie eine Kirche bauen wollte. Des Morgens gieng ſie in Begleitung einer Magd und zweier Knechte an jenen Ort und legte ihr ſeidenes Kleid und ihren Ring daſelbſt nieder, zum Zeichen, daß ſie hier ein Denkmal der Andacht ſtiften wolle. Dazu erhielt ſie die Einwilligung ihrer Anverwandten der Herren von Calw, und dieſe ſchenkten ſelbſt auch einen Wald und Güter zur Unterſtützung ihres Vorhabens, und es ward nun ſogleich Hand an den Bau der Kirche gelegt. Helizena aber that all ihr Geſchmeide und ihre koſtbaren Kleider von ſich, und gelobte Gott und den Heiligen, daß ſie künftig nichts mehr dergleichen tra-

gen wolle. Bald hernach ward ihr weiter im Traum eingegeben, daß ſie zu der neuerbauten Kirche einige Perſonen ſetzen ſollte, um den Gottesdienſt abzuwarten. Sie ließ alſo auch ein Haus zur Wohnung für dieſe bauen und verordnete darein vier Männer, welche der Welt entſagt hatten, und die ſie mit allem, was zum Lebensunterhalt erfordert wurde, verſorgte. Vieles Volk aus der umliegenden Gegend ſtrömte andächtig zu dieſer Kirche. Sie war dem h. Nazarius geweiht und lag nicht weit von Calw in einem anmuthigen Waldthale an der Nagold.

Zwei Jahrhunderte ſpäter lebte Grav Erlafried von Calw, der gegenüber von jener Kirche, am andern Ufer der Nagold, ein Jagdhaus hatte, genannt Hirſchau. Sein Sohn Rottung ward zum Biſchof von Vercelli erhoben durch die Gunſt Karls des Großen, er konnte aber ſein heimathliches Thal auch an den ſchönen Ufern des Po nicht vergeſſen. Als er einſt zu ſeinem Vater auf Beſuch kam, bewog er dieſen, an der Stelle von Hirſchau ein Kloſter zu bauen, und beſchenkte daſſelbe mit den Reliquien des h. Aurelius, wie auch mit einer kleinen Bücher- oder Handſchriften-Sammlung. Erlafried begabte das Kloſter

reichlich mit Kirchen, Höfen und Gütern, und der Pabſt Gregor VI. beſtätigte die ganze Stiftung in einer feierlichen Urkunde. In der Folgezeit kam das Kloſter wieder in Abgang theils durch die Peſt, theils durch Bedrückungen der Schirmvögte, theils durch Ausartung der Mönche ſelbſt. Im XI. Jahrhundert aber, da ein Grav von Egisheim unter dem Namen Leo XI. zur päbſtlichen Würde emporſtieg, gieng dem Kloſter ein neues, günſtiges Geſtirn auf. Grav Adelbert I. von Calw hatte eine Schweſter von Leo zur Gemahlin. Als der Pabſt den Abgang des Kloſters erfuhr, begab er ſich ſelbſt an Ort und Stelle, und bedrohte ſeinen Neffen Adalbert II. daß er es wieder herſtellen mußte. Zum zweitenmal half eine Frau, die Gemahlin Adelberts II. mit Namen Wilica oder Wiltrud, eine Tochter Gottfrieds des Großen von Niederlothringen, auch Nichte eines nachherigen Papſtes, Stephans IX. *) Sie bewirkte bei ihrem Gemahl, daß der Bau einer neuen Kirche angefangen, eine neue

---

*) Zwiſchen Leo und Stephan iſt Victor II. welchen mehrere Schriftſteller für einen Graven von Calw, Adalberts II. Bruder halten. So angeſehen war damals dieſes Gravenhaus.

Mönchskolonie beſchrieben und die ganze Stiftung erneuert wurde. Der Abt, unter dem dieß zur Ausführung kam, iſt einer der ausgezeichnetſten Männer jener Zeit, Wilhelm, der dem ganzen Kloſterweſen einen höhern Schwung gegeben, durch ſeine Conſtitutionen, durch neue Kloſterſtiftungen und Reformationen, durch den wiſſenſchaftlichen Fleiß, wozu er die Mönche angetrieben, und durch die Arbeitſamkeit, wozu er die Laienbrüder beſtimmte.

Wenn alle dieſe Anſtalten in ſeinem Geiſte fortgeſetzt und erhalten worden wären, ſo würde man auch ihre früheren Verdienſte weniger verkannt haben. Hirſchau kam auch wieder herab, oder es machte wenigſtens in ſeinem Innern nicht die Fortſchritte, die dem Anwachſen ſeiner reichen Stiftungen und ſeinem Aeußern entſprochen hätten. Die letzten Aebte vor der Kirchenreformation haben beſonders große Summen auf die Gebäude und die Verſchönerung des Kloſters verwandt. Doch iſt auch ein literariſches Verdienſt aus dieſem Zeitraum geblieben, die Chronik von Hirſchau, welche Johann von Tritenheim, Abt zu Spanheim nachher zu St. Jakob in Würzburg, aus Auftrag der Hirſchauiſchen Aebte, Blaſius und Johann, ver-

faßt hat. Von den Schickſalen dieſes Werks werden wir im Folgenden weiter hören.

Als nach Einführung der Reformation H. Chriſtoph den Plan in ſeinem ganzen Umfange aufnahm, die Kloſterſchulen zeitgemäß wieder herzuſtellen, bot das ſtille Hirſchau mit ſeinen ſchönen und geräumigen Gebäuden einen vorzüglich gut geeigneten Sitz hierzu an; es ward auch in der Folge noch erweitert und verſchönert unter H. Friederich, dem die Lage ebenfalls ſehr wohl gefiel. Wir dürfen kek behaupten, keines, auch der größeren proteſtantiſchen Länder hat damals ſo viele und ſchöne Anſtalten gehabt, als Wirtemberg in ſeinen Klöſtern. Deſto gieriger fielen auch die Mönche, die man längſt verſchwunden glaubte, im 30jährigen Krieg wieder über die Klöſter her, und beſonders ſchienen ſie entſchloſſen, Hirſchau bis aufs äußerſte zu behaupten. Als der letzte ihrer Aebte, Wunibald, keine andere Rettung mehr ſah, nahm er ſeine Zuflucht in die angeſehene Reichsabtei Weingarten, welche das Directorium unter den ſchwäbiſchen Prälaten führte und dem Benedictinerorden wieder zu dem Kloſter geholfen hatte. Er führte die Handſchriften, Urkunden und Lagerbücher des Kloſters mit ſich, und vor dem

Abſchluß des weſtphäl. Friedens traten er und der Abt Raymund von Blaubeuren ihre beiden Klöſter mit aller Zugehör an Weingarten ab, um einſt nach ihrem Abſterben mit demſelben vereinigt zu werden. Damals hatten noch ungefähr 12 andere wirtembergiſche Klöſter ihre Urkunden nach Weingarten geflüchtet. Abt Wunibald fand aber nirgends Sicherheit mit ſeinen Schätzen; er hielt ſich einige Zeit in Feldkirch auf, dann gieng er nach St. Gallen um den Kriegsgefahren auszuweichen. Endlich gab man ihm den Aufenthalt auf dem Weingartiſchen Schloſſe Blumeneck. Dort widerfuhr ihm das Unglück, daß er durch ein ausgebrochenes Feuer, welches das Schloß verzehrte, alle ſeine mitgebrachten Urkunden und Handſchriften verlor, und kaum ſeine Perſon retten konnte. Auch das vollſtändige Original der Hirſchauiſchen Chronik war dahin. Nur von der erſten Ausarbeitung hatte man einiges im Druck. Wie groß war die Freude des gelehrten Mabillon, als er bey ſeinem Beſuch in St. Gallen eine ganz vollſtändige Abſchrift jenes Originals fand, welche die fleiſſigen Mönche daſelbſt während Wunibalds kurzem Aufenthalt genommen hatten. Eben dieſe wurde auf Mabillons Betrieb in den Druck gegeben.

Noch 40 Jahre nach dem weſtphäl. Frieden, durch welchen die ſämmtlichen Klöſter an Wirtemberg reſtituirt wurden, blühte Hirſchau als ein evangeliſches Seminarium. Was durch die vielen Verheerungen des 30jährigen Kriegs nicht geſchehen, das thaten die Franzoſen bei dem Einfall im Jahr 1692. nach dem Treffen bei Oetisheim. Das herrliche Kloſter ſank in die Aſche wie viele andere Orte, ſo daß dieſes Jahr in der That das verderblichſte für unſere innere Geſchichte geworden, indem damals die meiſten alten Lokaldocumente untergegangen ſind.

Beiliegende Abbildung zeigt Hirſchau in ſeiner Blüthezeit. Es iſt auch noch eine Beſchreibung aus dieſer Zeit vorhanden, von Andreas Reinhard, 1610. aus welcher wir folgende Stelle mit ſeinen Worten hier einrücken:

„Als das fürflieſſend Waſſer oft übergangen und dem Kloſter Schaden thun wollen: hat Albertus II. Graf zu Calw, durch Trieb ſeines Ehgemahls Wiltrudis, das neue Klöſter auf der andern Seiten des Waſſers an einem höhern Ort, unter dem Abt Friedrich, der mit 12 München aus dem Kloſter zum

Einſidlen auf dem Schwartzwald dahin erfordert geweſt, angefangen, im Jahr 1060; da die Kirche, die der erſt Baw geweſt, in 11 Jahren verfertiget war: und als man 11 Jahr mit den übrigen Gebäuden überſtanden, iſt hernach das Kloſter in 9 Jahren vollends erbawet worden; alſo daß man 20 Jahr am ganzen Baw zugebracht hatt. Endlich hat auch zu unſer Zeit der hochlöblich Fürſt und Herzog von Würtenberg, aus ſonder Anmutung und Luſt zu dieſem Kloſter, und ſonſten des luſtigen Orts halben, Anno . . . das lang, hoch und fürſtlich Hauß auf den Platz der alten Abtey drein ſetzen laſſen, denn es liegt an einem ſchönen und luſtigen Ort in einem tiefen Wieſenthal, auf einem Bühel oder Rheinlen gegen dem Waſſer, zwiſchen hohen Bergen, darauf hohe und gerade Thannen und Forchen, das Thal von Mittag gegen Mittnacht ſich der Länge nach erſtreckend, mit einem ſchmalen Nebenthälen dahinder gegen der Sonnen Untergang, davon oberhalb ein Viertel Meil Wegs liegt die Stadt Calw, underhalb ein halbe Meil das berümbte Zellerbad wie auch neben aus gegen Weſten das fürtreffliche Wildbad, auf ein Meil und beſſer umb gegen der linken oder Sudwerts, das geſunde Bad oder ſawer Brunn Däynacht. Auf der einen Seiten des Waſ-

ſers liegt das alt oder kleiner Kloſter, auf der andern das neu oder gröſte. Ueber das Waſſer, N a g o l t genannt, zwiſchen beiden Klöſtern, die doch zuſammen gehören, gehet ein ſchön ſteinre Bruck von braunroten Quaterſtucken, mit etlichen Schwibogen und Neckhern, darauf man ſitzen und ſich mit Geſpräch erluſtigen kann, über dem Waſſer Wäld und beide Klöſter vor Augen habend. Das Waſſer iſt friſch, röſch, darein hin und her aus den Nebenthälen andere friſche helle Brunnen-Wäſſerlen aus dem Felſen über Stein und Sand zuflieſzen. Die Kürch im neuen Kloſter iſt groſz, lang, hoch, weit, mit zwei gleichen viereckten hohen Thürmen, gegen der Sonnen Niedergang. Sie iſt gebawet in Form und Geſtalt des Creutzes Chriſti, auch von braunroten Quaterſtucken (wie vorgemeldte Bruck, und ſelben gleichen der Creutzgang.) Oben, wie es kreutzweis gebauet, iſt ein ſteinern achteckiger Glockenthurn. Inwendig der Kirchen ſind viel runde ſteine Seulen zu beeden Seiten, alles von eim Stein: auch mit ſchönen gemahlten Figuren und Geſchichten aus dem alten und neuen Teſtament; item mit der Patriarchen und Kayſer Bildnuſſen, und ſonderlich des Herrn Chriſti Geſchichten, von unden an bis oben aus, ein jedes an ſeinem Ort rausgeſtrichen und geziert

L

Gegen Mittnacht ſtoſſen luſtige Cappellen dran, da in dem ein, ein Mäß eines Rieſen auf viel Schuh, und ſeine liderne Klaiden, die er mit eyſenen Rinken zugethan, in ſelben Gebürg oder Revier ſich ſoll gehalten haben, gewieſen und gezeigt wird. Sonderlich gegen Mittag ſtoſt ein Capell dran mit Pfeilern, Fenſtergeſtellen und einem Gewelb, alles von braunroten Quaterſtucken oberzehlter Farb. Da ob demſelben ein feine Liberey, darinnen alte namhafte groſſe Bücher, ſonderlich ein gar groſſes ſchweres und Pergamentes Buch, das ein einziger Mann nit wol naher thun oder handeln kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herumb, anſtatt der Spangen, mit hülzenen Remen beſchlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut ſoll geweſt ſeyn. Auch 2 neue, lange, ſchöne und ausgeſtrichne Refectoria mit Seulen. Im Sommer Refectorio iſt ein Spring Brünnlein, da die Abt abcontrafehet und mit ihrem Thun beſchrieben werden. Im Winter Refectorio ein eysner Off, darauf man ſteigen und oben rumb ſitzen kan. Der Kreutzgang zwiſchen der Kürchen und den Refectorien, darauf der jungen Studioſen Dormitorium, Schlafkammern und Studirkammern, umbfaßt ein ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 40 Fenſter, da ein jedes der Breite

nach in 3 Unterſchied oder Felder, durch zwei kleine ſteine Seulen getheilet, und je zwiſchen 2 Fenſtern ein ſteinern Pfeilern, in den Fenſtern je im mittlen Feld ſind die Geſchichte, ſo ſich mit Chriſto verloffen, aus dem neuen Teſtament, ſamt den prophetiſchen Weiſſagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figurn, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Teſtament, in die Fenſtergläſer gar kunſtlich und aufs deutlichſt mit allerley ausbinſtigen Farben geſchmölzt. An dem Kreuzgang gegen Mittnacht werts, in den Kreuzgarten hinein, iſt ein hoher runder und weiter Erker mit Pfeilern und Fenſtergeſtellen auch gemahlten und geſchmelzten Fenſtergläſern, darein ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 ſteinern Waſſernapfen über einander, da in das Waſſer von obern, in engen und weitern mit lieblichen Getöß herab rauſchet, doch nicht ſtets, ſondern wenn er angelaſſen wird.

Das ſeind die fürnembſten alten Gebäu, ohne das neue ſteine Fürſtenhauß gegen Mittag werts, deſſen oben gedacht, das zur fürſtelichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken auch Stuben und Kammern,

je eines umbs ander, und andern dergleichen Gemach, wie auch wohl Uhrwerken und Sonnenzeigern, zugericht."

Auſſer dieſer Beſchreibung ſind noch einige Collektaneen aus Hirſchau's Blüthezeit (nach der Reformation) erhalten worden, die ſich eben ſo unerwartet wieder gefunden haben, als die St. Galler Abſchrift der Hirſchauiſchen Chronik. Der evangelſche Abt, Johann Parſimonius (zu deutſch Karg) hatte ſeine Nebenſtunden dazu angewandt, um aus der damals noch vollſtändig vorhandenen Bibliothek, aus dem Archiv, aus den Inſchriften und übrigen Denkmälern des Kloſters alles zuſammengetragen, was ihm für die Geſchichte deſſelben merkwürdig geſchienen. Dieſe handſchriftlichen Nachrichten in einem Quartband vom J. 1579. kamen in die Bibliothek des Landſchafts-Conſulenten J. J. Moſers, der ſie an die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel überließ. Dort fand ſie Leſſing und hielt es der Mühe werth, auſſer ſeiner bekannten Abhandlung über die ehmalige Fenſtergemählde im Kl. Hirſchau noch verſchiedene, auch für die Geſchichte der

alten Literatur nicht unwichtige Nachrichten daraus in den Druk zu geben.

Endlich iſt vor wenigen Jahren noch ein unvermutheter Fund geſchehen. Zu Weingarten, wohin der Verf. dieſes Aufſazes zur Unterſuchung des dortigen Archivs abgeordnet worden, entdekten ſich in einer obern Kammer des Prälaturgebäudes, wo alte Bücher und Rechnungen liegen, und welche einem der lezten Prälaten zum Laboratorium gedient hatte, zwei unſcheinbare Bücherverſchläge. Bey ihrer Eröffnung fielen lauter Urkunden und Lagerbücher von Hirſchau, Reichenbach und Blaubeuren heraus. Es waren dabei drei vollſtändige Repertorien von dem vormaligen Archiv zu Hirſchau, welche nun ein eben ſo ausführliches Verzeichniß der vorhanden geweſenen Urkunden gewähren, als die Collectaneen des Parſimonius von der vormaligen Bibliothek des Kloſters. Mehrere ſind ſich noch im Original da. Dieſe Kiſten hatte alſo Abt Wunibald zurükgelaſſen oder vergeſſen. Sie ſind nun nach anderthalbhundertjähriger Verborgenheit in das Stuttgarter Archiv gebracht worden.

Möchte einer fragen, wozu ſollen jezt die alten

Papiere und Pergamente nüzen? ſo bemerken wir, auſſer vielem andern, daß wir dem Hirſchauiſchen Traditions-Buch die älteſten, zuverläſigen Nachrichten vom Hauſe Wirtemberg und ſeinen Stammbeſizungen verdanken. Bruno, des erſten Conrads von Wirtemberg Bruder, wurde Abt zu Hirſchau im J. 1105. als zweiter Nachfolger des obengenannten Abtes Wilhelm, und nicht weniger fromm als dieſer. Unter ihm war das Kloſter noch immer im Zunehmen; es erhielt ſchöne Stiftungen, und gab in mehrere neugeſtiftete Klöſter, namentlich Lorch, die erſten Mönche. Er ſtarb im J. 1120. Von ſeinem Grabmahl iſt eine Abbildung in Sattlers Topographie *). Eine Anſicht von dem gegenwärtigen Zuſtand von Hirſchau hat Cleß ſeiner kirchlich-politiſchen Landes- und Culturgeſchichte von Wirtemberg beigelegt, und ein neuerer Reiſebeſchreiber, Meiners, giebt uns folgende Schilderung:

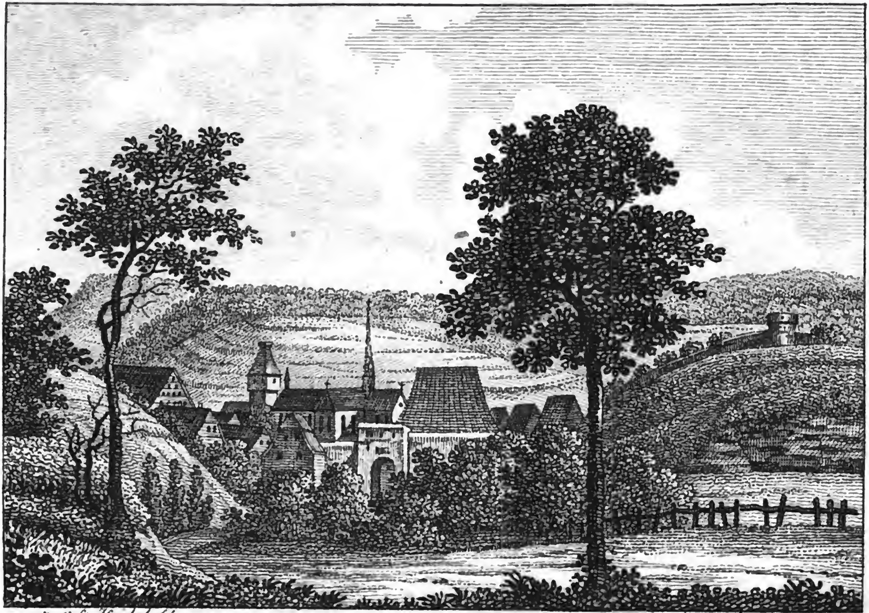
Die Lage des Kloſters, ſagt er, war eben ſo romantiſch, als die Ruinen deſſelben groß und ehrwürdig ſind. Das Thal, in welchem Hirſchau liegt, iſt

---

*) S. 29.

weder ſo enge, noch ſo tief, noch ſo verſunken, als es die meiſten Thäler im Schwarzwalde ſind. Das Kloſter war allenthalben mit ſchönen Wieſengründen umgeben, die von Forellenbächen gewäſſert und durchſchnitten werden. Wo die Wieſengründe aufhören, da fangen eben ſo ſchöne alpenähnliche Bergwieſen an. Die Abhänge der Berge ſind nicht mit düſtern und dicken Nadelhölzern bedeckt, ſondern einzeln oder gruppenweiſe mit Laubbäumen überſtreut. Auch der Schein aller Eingeſchloſſenheit verliert ſich dadurch, daß die Berge ſich in mehreren Stellen öffnen; welche Oeffnungen auf gewiſſen Standpunkten liebliche Ausſichten in Seitenthäler bilden. Das Hirſchauer Thal iſt das Einzige unter allen mir bekannten Thälern des Schwarzwaldes, das eine auffallende Aehnlichkeit mit den reizenden Thälern der hohen Schweiz hat, und das Einzige, wo man den Gedanken in ſich aufſteigen fühlt: daß man in dem Schooße dieſer wilden und einſamen Natur ſeine Tage vergnügt zubringen könnte. Zwiſchen den Mauern der zerſtörten Kloſter-Gebäude gedeihen alle Arten von Gartengewächſen vortrefflich, und ſelbſt der Weinſtock und Pfirſichbaum bringen reife und ſchmackhafte Früchte. — Man kann ſelbſt jetzt noch aus dem Umfange der Ruinen auf die Wichtig-

keit des zerſtörten Kloſters ſchließen. Die Mauern und innern Räume, welche dieſe umfaſſen, entdecken faſt allenthalben die Beſchaffenheit und Beſtimmung der ausgebraunten Gebäude. Auf dem Boden der der alten Prälatur iſt eine prächtige Ulme aufgewachſen. Vor einigen Jahren fand man einen Stein, der einem Grabſtein ähnlich ſieht, mit dem Bilde des h. Aurelius, und mit einer Inſchrift, welche ſagt, daß die Gebeine des h. Aurelius im Jahr 838 wären beigeſetzt worden. Das Bild des Heiligen iſt aber meinem Urtheile nach älter, als die Inſchrift.



gez. v. C. Heideloff — gest. v. Bauer.

Kloſter Maulbronn.

# Maulbronn.

Unter den zahlreichen Klöſtern, welche Hirſchau in ihrem Aufblühen begünſtigt hat, iſt Maulbronn, obgleich von einem andern Orden, der Ciſtercienſer. Einen Theil des Bodens, worauf das Kloſter erbaut worden, hat Hirſchau abgetreten zur Zeit des obengedachten Abtes Bruno aus dem Hauſe Wirtemberg. Auch das müſſen wir gleich hinzuſezen, daß Maulbronn von dieſem Hauſe eines ſeiner vorzüglichſten Güter erworben hat; dieß iſt der wegen ſeines Weines mit Recht berühmte Eilfinger Hof, welchen Grav Ludwig von Wirtemberg im J. 1159. abgetreten.

Um die Gründung und erſte Einrichtung des Kloſters aber hat Biſchof Günther von Speier das Hauptverdienſt. Der edle Walter von Lommersheim hatte zuerſt auf ſeinem Gut zu Eckenweiler ein Kloſter angefangen mit Beiſtand des Abtes Dieter von Neuburg. Als aber B. Günther den Ort durchaus nicht tauglich fand, beſtimmte er dazu den jezigen Plaz zu Maulbronn. Dieſer war vormals Eigenthum des Hochſtifts Speier, demſelben aber entfremdet worden; er lag damals ungebaut, und war wegen ſeiner

Wildniß ein Schlupfwinkel für Räuber. Günther brachte die Grundſtücke wieder zuſammen und bewog mehrere Nachbarn zu bedeutenden Schenkungen, worunter die oben ſchon genannten. Dieß geſchah in der Mitte des XII. Jahrhunderts, das überhaupt an Kloſterſtiftungen vorzüglich fruchtbar iſt.

Wenige Klöſter haben ſo groſſen Zuwachs an Land und Leuten erhalten, als Maulbronn. Man zählt nicht weniger als 94 umliegende Orte, davon ein ziemlicher Theil nach und nach ganz an Maulbronn kam; darunter die trefflichſten Waldungen. Mehrere Ortsnamen ſind indeſſen abgegangen. Die Herren von Enzberg, Roßwag, Dürrmenz, Mühlhauſen, lauter angeſehene freiherrliche Geſchlechter, die Graven von Vaihingen und andere haben geſtiftet und verkauft, bis ſie gröſtentheils erloſchen ſind. Man findet bei dieſen Erwerbungen des Kloſters ſo viele Planmäßigkeit, daß es ſcheint, derſelbe Abt, der die erſten Käufe geſchloſſen, habe hundert und mehrere Jahre gelebt; mit der ganzen umliegenden Gegend ſind die Mönche in ſtetem Handel; keine Kunſt wird unverſucht gelaſſen, bis ſie die Dörfer oder Burgen, wovon ſie oft

nur einen kleinen Theil erlangt hatten, ganz in ihre Hand bekamen.

Wie Hirſchau, ſo konnte auch Maulbronn bald neue Abſenker machen. Schon im Jahr 1157. hat es die erſten Mönche nach Schönthal gegeben. Dieſes Kloſter blieb ihm untergeordnet, bis es im J. 1282. von den Ordenshäuptern des Kl. Kaiſersheim zugetheilt wurde, weil es ſich deſſelben in ſeiner Armuth beſonders thätig angenommen hatte. Dagegen erhielt Maulbron im J. 1452. das Kloſter Päris im Elſaß aus gleichem Grunde.

Wenige Klöſter haben auch eine ſo gute Verwaltung gezeigt, als Maulbronn. Schon der B. Günther legte alles darauf an, nicht faule Bäuche zu mäſten, ſondern gemeinnüzige Thätigkeit zu begründen; daher ihm auch mit Recht das noch zu ſehende Denkmal im Chor der Kirche geſtiftet worden. Wenn Hirſchau durch den Fleiß ſeiner gelehrten Mönche zunächſt nach St. Gallen ſteht, ſo hat dagegen Maulbronn vorzüglich das Inſtiſtut der Laienbrüder und Bärtlinge zu ſeiner Aufnahme benüzt. Dieß war jene Claſſe von Mönchen, welche hauptſächlich zu Hand- und Feldarbeiten be-

ſtimmt waren und daher weniger aſcetiſche Stunden hatten, auch mehr nächtliche Ruhe und nahrhaftere Speiſen erhielten. Schon als der Eilſinger Hof erlangt war, ruhte B. Günther nicht, bis die alten Bauersleute auf demſelben alle ſich von ihm wegkaufen ließen, und den Bärtlingen von Maulbronn Plaz machten. Felix Malleolus zählt noch zu ſeiner Zeit eine lange Reihe von Handarbeitern her, die das Kloſter Maulbronn beſchäftigte: Schreiber, Aerzte, Schärer, Mahler, Schuſter, Kürsner, Müller, Dreſcher, Wagenmacher, Drechsler, Schmide, Hufſchmide, Steinhauer, Maurer, Dachdecker, Hafner, Sattler, Lederarbeiter, Köche, Tellermacher, Fleiſcher, Faßmacher, Weingärtner, Weinſchenken und Wirthe, Brunnenmacher, Fiſcher, Netzſtriker, Gärtner; dann noch ein Heer von Stalldienerſchaft, Vogelſteller, Waldknechte. So viele Leute unterhielt das Kloſter während der Selbſtverwaltung ſeiner Güter, ohne die höheren Officialen, Procuratoren, Vögte, Schultheiſſen, Bürgermeiſter, Schreiber, Abſchreiber, Notarien, Kanzler. Der Uebergang von jenen zu dieſen ſcheint auch zuweilen ſtatt gefunden zu haben. Im J. 1519. hatte der Prälat zu Maulbronn einen Canzler oder Schreiber, "der etwan ſein Scherersknecht was„. Ohne ſo viele

geſchikte und fleiſſige Hände würde es wohl nicht mög=lich geweſen ſeyn, beſonders die mühſamen und kunſt=reichen Arbeiten auszuführen, die wir noch an den Ge=bäuden dieſes Kloſters bewundern. Man darf mit Recht behaupten, nicht nur die wiſſenſchaftliche Cultur, ſon=dern auch der eigentliche Kunſt = und Gewerbfleiß iſt von den Klöſtern ausgegangen.

Daß dieſer Wohlſtand bald in Wohlleben ausgear=tet, davon zeigt ſich noch ein Denkmal, das der Wiz der Mönche ſich ſelbſt zu ſetzen ſich nicht geſcheut. Oben im Vorhof der Kirche zu Maulbronn iſt unter andern Verzierungen im Gewölbe angebracht eine Gans am Bratſpieß mit Würſten, Flaſchen und einer dazu componirten Fuga mit unterlegtem Text: A. V. K. L. W. H. (Alle voll, keiner leer, Wein her.) In dem Vorhofe des Auguſtiner=Kloſters zu Tübingen ſoll noch ein abentheuerlicheres Gemälde geweſen ſeyn.

Daß Maulbronn mit allen ſeinen anſehnlichen Be=ſitzungen oder eigentlich die landesherrliche Schirmvogtey darüber, von Herzog Ulrich im J. 1504. erobert wor=den, iſt bekannt. Man darf ſich aber keine ganz neue, blos durch Waffengewalt erlangte Erwerbung vorſtellen;

vielmehr hat das Haus Wirtemberg ſchon viel früher, wenigſtens über die in ſeinem Lande gelegenen Dörfer und Güter, ſchirmvogteiliche Rechte gegen Churpfalz angeſprochen, auf gleiche Art, wie über Herrenalb gegen Baden. Urſprünglich ſtand das Kloſter unter des Reichs unmittelbarem Schutz und die Kaiſer hatten die Zuſicherung öfters erneuert; aber bald fanden die Aebte Urſache, theils freiwillig, theils gedrungen unter den beſondern Schutz der benachbarten Landesherren zu treten; ſo entſtanden jene Anſprüche und die Streitigkeiten darüber, welche Ulrich im pfalzbaieriſchen Erbfolgekrieg auf einmal abgeſchnitten, indem mit Begünſtigung des Kaiſers Max. I. das Kloſter von ihm eingenommen und Churpfalz zum Verzicht bewogen wurde.

Doch weder die Aebte, noch die nachgefolgten Kaiſer wollten die frühere Freiheit des Kloſters vergeſſen. Als Ulrich die Reformation einführte, wurde von jener Seite alles aufgeboten, um das reiche Kloſter unter des Kaiſers und Oeſterreichs Schutz zurük zu bringen. Das Interim ward durchgeſezt. Dagegen hat H. Chriſtoph das Kloſter zum zweitenmal für ſeine wahre

Beſtimmung erobert *); aber ſich ſelbſt aber hat er den noch edlern Sieg davon getragen, daß er die ſchönen Güter nicht in ſeinen eigenen Nuzen verwandt, ſondern bei der Kirche gelaſſen. Das Kloſter wurde wie die andern, in ein evangeliſches Seminarium umgeſchaffen, und hat den Vorzug, daß es das einzige iſt, das ununterbrochen bis auf den heutigen Tag in dieſer Beſtimmung geblieben, während die andern theils durch die Ungunſt der Zeiten verödet, theils aufgehoben, theils verlegt worden ſind.

Auch das Aeuſſere des Kloſters hat ſich ſo ziemlich unverändert erhalten. Nur die äuſſerſte Ringmauer, welche ohnehin längſt überflüſſig geworden, iſt verſchwunden. Einige Ruinen mit dem ſog. Judenthurm ſehen wir noch auf beiliegendem Kupfer, deſſen Original vor etwa 30 Jahren gezeichnet worden. Hingegen hat ſich ſeit dieſer Zeit der vierekigte, unbedekte Thurm verloren, der im Vorgrunde ſteht. Er enthielt das ſogenannte Wahrzeichen. Ueber dem Eingang war in halberhabener Arbeit das Maulthier abgebildet, das, laut der Sage, mit Geld zum Kloſterbau beladen, hier bey dem Bronnen, ſtille geſtanden ſeyn und den nachgefolgten Mönchen die Stelle bezeichnet haben ſolle, wo das Kloſter aufgeführt werden ſollte. Die Hauptgebäude ſind noch dieſelben. Im Chor der Kirche finden wir uns ins XII. Jahrhundert verſezt, da ſteht Biſchof Günther, dort der edle Walther; in den Chorſtühlen ſind die tief ausgetretenen Fußſtapfen der Mönche. Die gemahlten Glasfenſter erinnern an eine ver-

*) Unter ſeinem Sohn wurde das incorporirte Kl. Päris im Elſaß gegen die Schirmvogtei von Königsbronn an Oeſterreich abgetreten.

lorne Kunſt und der Kenner der alten Architektur hat reichen Stoff vor ſich.

Bald ſind 800 Jahre verfloſſen, ſeit dieſes Kloſter ſteht. Wie wird es nach 800 Jahren ſeyn?

Sehen wir in den Burgen und Klöſtern die erſten, engen, rauhen Formen, aus welchen die geſellſchaftliche und ſittliche Bildung ſich allmählig hervorgewunden; erſcheint uns jezt dieſes Fortſchreiten langſam und mühſam im Verhältniß zu den Fortſchritten der neueren Zeit: ſo müſſen wir dagegen auch in der That beweiſen, daß wir bei unſern raſchern Fortſchritten, wenn es dieſe wirklich ſind, an Gründlichkeit und Beſtändigkeit jenen nicht nachſtehen; oder daß die, welche ſelbſtgefällig auf ſie zurük und herabſehen wollen, auch dieſe Prüfung gegen ſie aushalten. —

Der Zeitraum der Kloſterſchulen, der die meiſte practiſche Wichtigkeit hat, fehlt noch in unſerer einheimiſchen Geſchichte. Was von ihrer erſten Gründung und Beſtimmung und von ihren früheren Schikſalen zu wiſſen nöthig iſt, das alles hat Cleß in ſeinem nicht genug gekannten Werke geſammelt. Ueber die Erneuerung durch die Reformation laſſen Schnurrers Erläuterungen nichts zu wünſchen übrig. Aber was von dem an geſchehen iſt für zeitgemäße Verbeſſerung dieſer ſo bedeutenden Anſtalten, was geſchehen ſollte, und wie es ausgeführt worden, oder nicht; wo zu wenig, wo zu viel geſchehen, ſamt den Reſultaten; das wäre eine Aufgabe, nicht unwerth der Forſchung eines dankbaren Zöglings derſelben.

J. C. Pfiſter.

# Schwaben.

Ein andrer mag die Wunder der Alpenwelt
In Hymnen preiſen, oder die ſchönen Au'n
Am Arnoſtrom, wo heil'ger Lorbeer
Grünt, und Orangen die Luft durchwürzen.

Ich ſinge dich, mein liebliches Vaterland!
Da hat zuerſt mein Auge das Licht erblickt,
Da hat zuerſt für Recht und Wahrheit
Mir das begeiſterte Herz geſchlagen.

Dich deckt vor allen Gauen Germaniens
Ein milder Himmel, fließend in blauem Glanz;
Mit Blumen prangen deine Lenze,
Aber die Sommer mit goldnen Aehren;

Und wenn der Herbſt mit Trauben bekrönt erſcheint,
Dann jauchzen Winzer, jauchzt das entzückte Volk,
In Bächen ſtrömt der Moſt, und lauter
Jubel erſchallt von den Rebenhügeln.

Die Hochgebirg' erbrauſen von Waldungen,
Und Wodanseichen breiten die Aeſte noch,
Und unter wolkenhohen Tannen
Rennen die Hirſch' an den Quell der Bergſchlucht.

Auf grünen Alphöh'n weidet der Schaafe Schwarm
Mit muntern Hirten, während im Wieſengrund
Die Rinder brüllen, und der Roſſe
Fröhliches Wiehern das Thal durchhallet.

Die Quellen rieſeln friſch aus der Berge Schooß,
Auf tauſend Pfaden ſchlängeln ſich Bäche fort,
Und Ströme gleiten, du, o Nicer!
Du, o Danubius, alter Flußgott!

Da heben volkreich emſige Städte ſich
An reichen Ufern, lachende Dörfer zieh'n
Die nachbarlichen Kreiſ', und ſchimmernd
Ragen die Thürm' in die blauen Lüfte.

Dann ſieht entzückt der ſtaunende Wanderer:
Wie ſchön, ſo ruft er, biſt du Natur! und wähnt
In Paradieſe hinzuſchauen,
Oder in Gärten der Heſperiden.

O, du biſt ſchön, mein glückliches Vaterland!
Hier Schweizerthäler, dort ein Italien
Voll Reitz und Anmuth, und aus vollem
Horne die Gaben des Ueberfluſſes!

Du biſt der Lieder würdig und jedes Ruhms!
Doch ſollt' ich ſchweigen deines verdienten Volks
In deſſen Hütten unverdorben
Oft noch teutoniſche Tugend wohnet?

Heil deinen Kindern, welchen aus alter Zeit
Ein heilig Erbtheil, Zucht noch und Sitte blieb!
Verſchämt noch blühen deine Jungfrau'n
Kräftig die Jüngling' und ſtark zur Arbeit.

Und deine Männer führen gewandt den Pflug,
Doch auch das Kampfſchwerdt, wenn die Trompete ruft,
Und zeichnen blutig auf der Feinde
Bebenden Rücken den Stahl des Todes

Denn deinen Bürgern glühet die deutſche Bruſt
Für heil'ge Freiheit und für der Väter Recht,
Und ehrend flicht die Eichenkrone
Sich um der edeln Verfechter Stirn.

Du biſt nicht groß durch Raub und Eroberung,
Nicht reich durch Schiffahrt oder durch Waarentauſch;
Doch unter allen Erdenvölkern
Weicheſt du keinem an Kraft des Geiſtes.

Du zogeſt Prieſter jeglicher Wiſſenſchaft,
Du weckteſt Meiſter göttlicher Kunſt, und haſt
Den fernſten Ländern zugeſendet
Glänzende Lehrer in aller Weisheit.

Der Preiſe viel' errangſt du, o Vaterland!
Den erſten im Geſang und im Saitenſpiel;
Hier ſchlugen Barden ihre Telyn,
Sänger der Minne die ſanfte Laute.

In deinen Mauern, mächtiger Staufen, zog
Der Dichter Chor zum freudigen Heldenmahl!
In deine Wäldern hat die Echo
Deiner Gebieter Geſang belauſchet!

Zwar iſt der Stamm der Helden entwurzelt längſt,
Und keine Trümmer zeugt von der ſtolzen Burg;
Doch nicht verhallt im Strom der Zeiten
Sind die Geſänge der alten Meiſter.

Und ob indeß Jahrhunderte flohen, doch
Verſtummte nie im Volke der Liedermund,
Und große Namen hat der Nachruhm
Ehrend auf Tafeln von Erz geſchrieben,

Die, wenn dich ſelbſt einſt Nacht der Vergeſſenheit,
O Vaterland! in grauſer Zertrümmerung
Umhüllte, gleich des Himmels Sternen
Ueber dem Dunkel unſterblich glänzen.

Neuffer.

# Grav Eberhard der Erlauchte, von Wirtemberg*).

Wären die Anfänge der Wirtembergiſchen Geſchichte wirklich ſo dunkel, als ſie es bis daher ſcheinen mußten, ſo würden wir doch für alles entſchädigt durch das Licht, das auf einmal von der Mitte des XIII. Jahrhunderts in den Graven Ulrich und Eberhard aufgeht. Dieſe beyde zeigen, daß die Gründer Wirtembergs die Hülfsmittel, welche das Glück ihren Vorfahren verſagt hatte, in ſich ſelbſt fanden.

*) Es gehört zu dem Plane dieſes Taſchenbuchs, Biographieen aus verſchiedenen Ständen zu geben; den Anfang ſoll eine der älteren machen, die noch an das Hohenſtaufiſche Zeitalter reicht.

Von dem erſten beginnt bekanntlich die zuſammenhängende Geſchichte des Hauſes Wirtemberg und es ſind einige ſehr bedeutende Thatſachen von ihm aufgezeichnet worden; doch möchten ſie kaum zu einer eigentlichen Lebensgeſchichte hinreichen. Hingegen die Regierung und das Zeitalter Eberhards bieten einen ſo reichen und merkwürdigen Stoff dar, daß man mit Recht fragt, warum dieſer noch keiner eigenen Darſtellung gewürdigt worden.

Ein Grav, deſſen Grosvater nicht einmal mit Gewißheit genannt werden kann; der in dem verwirrteſten Zeitalter, in der Auflöſung faſt aller Verhältniſſe, mitten unter geſetzloſen, zahlreichen Mitſtänden, in dem gewaltſamen Emporſteigen neuer Häuſer und Staaten, zuerſt gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder, ein kaum einige Meilen breites Land antritt, ſteht in kurzer Zeit, faſt allein, gegen fünf nach einander folgende Kaiſer, wird von jedem derſelben geſucht, iſt für die Kaiſerwürde ſelbſt zu furchtbar, hinterläßt ſein verlornes und wieder gewonnenes Land um mehr als die Hälfte erweitert, nicht durch auſſerordentliche Glücksfälle oder Eroberungen, ſondern durch mühſam erworbene Rechte. Wo finden wir in der ältern Geſchichte ein ähnliches Bild?

Hier iſt ein Verſuch, die wichtigſten Züge, ſoweit es der Zweck dieſer Blätter erlaubt, in näherem Zuſammenhange darzuſtellen.

Eberhard I. Graf von Wirtemberg, Sohn Ulrichs des Stifters, heißt der Erlauchte, wie einige wollen, durch die Abſtammung ſeiner Mutter, Agnes, des Herzogs Boleslav von Schleſien und Polen Tochter, Ulrichs zweyter Gemahlin; auf jeden Fall hat er dieſen Namen durch ſeine Thaten. Es läßt ſich aber nicht einmal ſeine Mutter, noch die Zeit ſeiner Geburt mit Gewißheit angeben; und faſt iſt wahrſcheinlicher, daß Ulrichs erſte Gemahlin, Mechtild, aus dem Hauſe der Graven von Ochſenſtein, einem dem Habsburgiſchen verwandten Geſchlecht, die rechte Mutter ſeie. Im allgemeinen iſt ſeine Geburt auf den Anfang der zweyten Hälfte des XIII. Jahrhunderts zu berechnen. Alles übrige iſt dunkel, bis Eberhard ſelbſt auftritt.

Von Vorherſagungen auf Eberhard hat man eine ähnliche Legende, wie von manchem Fürſtenſohn und Helden der Vorzeit. Eine faſt gleichzeitige Kloſter-Chronik erzählt, Eberhard ſeye, als er ſollte gebohren

werden, aus ſeiner Mutter Leib geſchnitten worden. Als dieſe den jungen Herrn geſehen, habe ſie geſprochen: „Thut hin das Kind, dieweil es lebt gibt es allem Land zu Schwaben zu ſchaffen mit Kriegen.“ Alsbald, da die fromme Frau dieß geſagt, ſeye ſie geſtorben, und ihr Ausſpruch ſeye wahr geworden.

Frühzeitig wurde Ulrich der Stifter ſeinem Haus und Land entriſſen. Er ſtarb am 25. Februar 1265. und hinterließ außer Eberhard noch einen älteren Sohn ſeines Namens, und mehrere Töchter. Nur ſechzehn Tage nach ihm (13 März) ſtarb auch ſeine zweyte Gemahlin, Agnes von Schleſien. Ein mißlicherer Zeitpunkt ſcheint ſich kaum denken zu laſſen, als der, welchen Ulrichs Kinder jetzt vor ſich ſahen. Mehrere Jahre ermangelte Teutſchland eines wahren Oberhaupts. Zwey auswärtige Fürſten, dem Namen nach Könige von Teutſchland, waren ohne Macht und Anſehen, dem überhand nehmenden Fauſtrecht zu begegnen. Ueberall ſahen ſich die kleinern Reichsſtände im Gedränge zwiſchen Größern, welche ſie unter ihre Landeshoheit zu zwingen ſuchten. Jene Gegenkönige hatten zwar Ulrich auf eine ausgezeichnete Weiſe begünſtigt, auch Conradin, der letzte Hohenſtaufen, hatte

ihn an ſich gezogen durch die wichtigſten Aemter, die er ihm übertragen konnte, das Marſchallen-Amt in Schwaben, die Landvogtey über Ulm und das Landgericht in der Pürſe. Allein eben dieſe Reichsämter fielen bald darauf mit der Erlöſchung des Herzogthums Schwaben durch Conradins unglückliches Ende; und auf die Reichs-Landvogteyen, welche an die Stelle derſelben kamen, ſchienen die beyden Graven ſchon wegen ihrer Jugend keinen Anſpruch machen zu können. Ueberhaupt ſind von ihren erſten Jahren ſo wenig bedeutende Urkunden vorhanden, daß man nicht ſagen kann, ob ſie zuerſt etwa unter Vormündern geweſen, und ob ſie das ohnehin noch kleine Land gemeinſchaftlich oder getheilt regiert haben, da nach der damaligen Sitte jeder Sohn Anſpruch auf einen Landestheil hatte.

Doch ſo verwirrt dieſe Zeiten ausſehen, ſo waren Ulrichs Söhne keineswegs, unter denen, die ſich in unrühmliche Unterwerfung hinzugeben geſonnen geweſen wären. Im Gegentheil, eben dieſer Zeitpunkt ſollte für ſie nur um ſo günſtiger werden, um das von ihrem Vater begründete Haus ganz in ſeinem Geiſte mit Klugheit und Kraft, auch über die Nach-

barn zu behaupten. Noch während des Zwiſchenreichs ſah man ſehr begüterte Freiherren, wie Egloff von Steußlingen, freiwillig ihrer Lehensherrlichkeit ſich unterwerfen (J. 1270). Der Schutz ihres Hauſes war alſo anerkannt; ihren Arm hatten auch die nahegelegenen Reichsſtädte und Klöſter zu fühlen.

Weniger erwünſcht, als manchen andern Ständen, war es dieſen Graven, als endlich in Rudolf von Habsburg dem Reich wieder ein kraftvolles Oberhaupt gegeben wurde, 1273, und noch weniger konnte ihnen die Strenge gefallen, womit Rudolf, kaum zuvor noch Ihresgleichen, die Reichsregierung und die Reichsrechte zu handhaben anfieng. Es wird zwar nur im allgemeinen angedeutet, daß bey dem großen Aufſtand, den H. Heinrich von Bayern und K. Ottokar von Böhmen und Herzog von Oeſtereich in ganz Südteutſchland gegen Rudolf erhoben, die ſchwäbiſchen Herren ſich angeſchloſſen und den König anfänglich in ſeinen Stammherrſchaften bedrängt hätten (1274.) Allein während Rudolf ſeine ſiegreichen Waffen bis Oeſterreich ausbreitet, und in dieſem Lande das Glück ſeines Hauſes gründet, findet man bereits deutlichere Spuren, daß die Graven von Wirtemberg ſtatt dem

Könige auf dem Heerzug zu folgen, vielmehr darauf bedacht waren, die beym Abgang der Hohenſtaufen erworbenen Rechte gegen Städte und Klöſter zu erhalten und auszubreiten.

Nach vierzehnjähriger gemeinſchaftlicher Regierung erhielt Eberhard, durch das ebenfalls frühe Ableben ſeines Bruders, (J. 1279.) die Alleinherrſchaft, und nun zeigte Schlag auf Schlag, daß Eberhard zum Manne gereift war. Noch während des Königs Abweſenheit erneuerte er die Fehde ſeines Vaters gegen Eßlingen. Dieſe Stadt war ſeit ihrer Erhebung durch die Hohenſtaufen ſchon ihrer Lage nach eine ſo natürliche Gegnerin der aufſtrebenden Wirtembergiſchen Landesherrſchaft, daß es an Anlaß zu Zwiſtigkeiten nie fehlen konnte. Die von Eßlingen zogen herüber, und belagerten das Schloß Kaltenthal, eine halbe Meile oberhalb Stuttgart, woher dieſe Stadt ihr meiſtes Quellwaſſer erhält. Eberhard kam mit ſeinen Vaſallen, überfiel und ſchlug ſie mit großem Verluſt (J. 1281). Eben jetzt kam K. Rudolf zurück, und hielt dadurch Herren und Städte in Schranken; doch zeigte er ſich beſonders ſchonend gegen Eberhard, er gab ſich perſönlich Mühe, die Streitigkeiten

deſſelben mit den Städten und Klöſtern, ſo wie mit einer ſeiner Schweſtern, der Grävin von Truhendingen, beizulegen.

Allein es verfloßen nur wenige Jahre, so ſtand Eberhard, troz der Verwandtſchaft, als der entſchloſſenſte und bedeutendſte Gegner des Habsburgiſchen Hauſes da.

Jenen glänzenden Reichstag zu Augsburg (1282.) auf welchem Rudolf ſeine beyden Söhne mit Oeſterreich belehnte, die ihm ergebenen ſchwäbiſchen Herren vorzüglich bedachte, *) die andern alle geringer hielt, — konnte Eberhard nicht mit gleichgültigen Augen anſehen. Wie leicht mochte des Königs zweytem Sohn, Rudolf, mit der ihm zugetheilten Habsburgiſchen Stammherrſchaft auch das Land Schwaben unterworfen und ſo das aufgelöſte Herzogthum in ein Erbfürſtenthum verwandelt werden. Gab

*) Grav Heinrich von Fürſtenberg, derſelbe, der in der Schlacht gegen Ottokar ein Hauptpannier trug, erhielt die Landgravſchaft Baar. Von dem Hauſe Hohenberg ſ. unten.

nicht Rudolf einem natürlichen Sohne, Albrecht, die zum Reich heimgefallene Gravſchaft Löwenſtein? Wie viel war ſchon zu klagen gegen die von ihm eingeſetzten Reichslandvögte, welche Städte und Klöſter gegen die Landherren in Schutz nahmen, und überall die alten Reichsrechte hervorſuchten! Die Unzufriedenen ſahen alle auf Eberhard. Das mächtige Haus Montfort, in dem Abt von St. Gallen beleidigt, Marggrav Heinrich von Burgau, deſſen Oheim Grav Ulrich von Helfenſtein, ſämmtlich alte Freunde, zum Theil Verwandte des Wirtembergiſchen Hauſes, die Graven von Gröningen-Landau, Eberhards Stammvettern, auch die Graven von Zollern ſchloſſen jezt ein näheres Bündniß mit ihm. Als Rudolf von einer Zuſammenkunft mit dem Pabſt aus Lauſanne zurückkam, fand er ſie in den Waffen. Er ließ das Reichsaufgebot ergehen. Grav Hugo von Werdenberg, Landvogt in Oberſchwaben, ſtand bereits in Fehde mit ſeinen Verwandten, den Graven von Montfort. In Niederſchwaben bekleidete Grav Albrecht von Hohenberg, K. Rudolfs Schwager, die Landvogtei, und war eben ſo mit den meiſten Gravenhäuſern in Territorialſtreitigkeiten, weswegen

er nur bey den Pfalzgraven von Tübingen und den Herzogen von Teck, die, wie Eßlingen, durch ihre Lage, natürliche Feinde Wirtembergs waren, Beyſtand fand *). Dieſe griffen Eberhard an; ſie fanden ihn aber wohlgerüſtet. Rudolf kam ſelbſt, und machte zu Eßlingen und zu Ulm eine Sühne zwiſchen ihnen. Allein in kurzer Zeit brach der Krieg wieder heftiger aus, ſo daß ſich der Römiſche König **) ſelbſt an die Spitze eines Kriegsheers ſtellen mußte. Während Eberhard in das Gebiet der Pfalzgraven einfiel, zerſtörte Rudolf den feſten Kirchhof zu Nürtingen, welchen Eberhard gegen die Herzoge von Teck beſetzt hatte, ſchlug einen Haufen der Verbündeten bey Boyhingen, und kam mit ſeiner ganzen Macht herab vor Stuttgart. Dieſe Stadt war

*) Die Schirmvogtei von Denkendorf, welche Rudolf 1284. dem Diepold von Bernhauſen übergeben hatte, gehört zu den beſondern Anläſſen dieſer Streitigkeiten.

**) Es wird kaum nöthig ſeyn, zu bemerken, daß Rudolf und einige ſeiner Nachfolger in der diplomatiſchen Sprache den Kaiſertitel nicht haben, weil ſie nicht vom Pabſt gekrönt wurden.

bereits mit einem Schloſſe und mit Mauern und Graben wohl verſehen; auf den Anhöhen, welche ihr fruchtbares Thal umgeben, ſtanden damals einige ſtarkbefeſtigte Burgen, theils von Freunden, theils von Vaſallen Eberhards beſetzt. In die Stadt ſelbſt warf ſich Eberhard mit den Graven Ulrich von Helfenſtein, Friederich von Zollern, Ulrich von Montfort, Conrad von Landau. Der König lag mit ſeiner Wagenburg gegen zwey Monathe vor der Stadt auf einer Anhöhe, welche noch jetzt den Namen davon hat. Die Graven machten muthige Ausfälle, und ſtellten eine lebendige Mauer in die Lücken, während ihre Verbündeten den Krieg auch auswärts fortführten, bis der König, der Sache müde, es geſchehen ließ, daß durch den Reichs-Canzler, Heinrich von Iſni, Erzbiſchof von Mainz, eine Vermittlung zu Stand kam. Rudolf nahm die Graven insgeſammt zu Gnaden auf; forderte aber, daß alles wieder in den Stand geſetzt werden ſollte, wie vor dem Krieg, zufolge der letzten, zu Ulm gemachten, Sühne. Die beſondern Streitigkeiten zwiſchen den verbündeten Graven und Grav Albrecht von Hohenberg und ſeinen Bundsgenoſſen ſollten durch eigene Schiedsrichter beigelegt werden. Die Stadt

Stuttgart aber muſste dem Könige übergeben und ihre Ringmauer gebrochen werden. (Nov. 1286).

Dieſes konnte Eberhard nicht verſchmerzen. Eh' ein Jahr verging, ſtellte er die Mauern wieder her, und regte auch ſeine Schwäger, die Marggraven von Baden, auf. Marggrav Hermann ſchlug den Grav Burkhard von Hohenberg bey Altenſtaig; Eberhard ſelbſt zog gegen die von Eßlingen. Da kam der König abermals dieſer Stadt zu Hülfe, nahm das Reichsaufgebot, und brach auſſer den Mauern von Stuttgart noch ſieben andere Burgen im Umkreis derſelben *). Dadurch wurde Eberhard nur noch mehr gereizt. Sobald Rudolf gegen

*) Das erſtere, daß Stuttgart wiederum eingenommen worden, wird zwar nicht ausdrücklich in den Chroniken geſagt, aber es folgt nothwendig, theils aus dem Umſtand, daß die Herſtellung der Mauern Hauptanlaß des neuen Kriegs war, theils aus den übrigen Thatſachen, daß auch alle übrige Burgen außerhalb Stuttgart gebrochen wurden, und daß beſonders in dem nachherigen Friedensvertrag Eberhard ausdrücklich Entſchädigung wegen Stuttgart fordert. Sattler verwirrt die

Grav Ulrich von Helfenſtein aufgebrochen war, fiel er von dem Schloß Wirtemberg herab, und nahm blutige Rache an dem Städtevolk, das bey Türk-heim von Pfalzgrav Göz von Tübingen angeführt wurde. Nun ergriffen auf Befehl des Königs auſſer den bereits genannten, auch die Graven von Vaihingen, von Oetingen und die Freyherren von Weinsberg die Waffen. Es entſtand eine ſchreckliche Verheerung der Dörfer und Landſchaften, ſo daß der König, des Kriegs höchſt überdrüſſig, noch einmal nach Eßlingen kam, um kräftigere Mittel zur Herſtellung des Landfriedens zu ergreifen. Vielleicht fürchtete Rudolf nicht ohne Grund, Eberhard möchte auch mit jenen Fürſten, welche noch wegen ihrer Anſprüche auf Oeſterreich in Bewegung waren, ſich vereinigen Durch den Erzbiſchof von Mainz wurde endlich in Gegenwart aller jener Graven und vieler anderer Herren eine aufrichtige und vollkommene Sühne gemacht zwiſchen K. Rudolf und ſeinen Helfern einer, — und Grav Eberhard und den ſeinigen anderſeits. Eberhard verſprach dem Reich getreu zu

---

Sachen, (Graven I. S. 12.) indem er die Burgen ſchon vor der Belagerung Stuttgarts 1286. zerſtören läßt. —

ſeyn, und des Reichs Bürgern, Chriſten und Juden, ihre Forderungen, doch daß dieſe nicht durch Wucher erhöht wären, zu entrichten; auch allen Schaden, der ſeit der Sühne zu Stuttgart bis zum Anfang dieſes Urlugs (Kriegs) aufgeloffen, nach dem Ausſpruch der Schiedsrichter zu erſetzen. Zur Sicherheit übergab er die Burgen Waldhauſen, Rems und Wittlingen in die Hände der königlichen Schiedsrichter, Grav Burkhards von Hohenberg und Swiggers von Gundelfingen. Den Schaden an Stuttgart ſollte Rudolf nicht zu erſetzen haben, ſondern Eberhard ſollte ihm die Stadt überantworten, und dann möchte durch gleiche Schiedsrichter über die Sache geſprochen werden *). Die beſondere Spänne mit den genannten Graven und Herren ſollte ebenfalls durch gleiche Schiedsrichter geſchlichtet werden.

Von dem an blieb es Friede, ſo lange Rudolf lebte (1287 — 1291). Die beyden Häuſer Wirtemberg und Hohenberg fiengen an, ſich einander zu

*) In der bey Sattler abgedruckten Urkunde ſcheint hier etwas ausgelaſſen zu ſeyn.

nähern, ſo viel auch der gränznachbarlichen Streitigkeiten ſeyn mochten. Eberhards Sohn, Ulrich, warb um Irmengarde, Albrechts von Hohenberg Tochter, K. Rudolfs Nichte; doch den Beſitz ſollte er, nach der Art der alten Helden, erſt im Felde erkämpfen. Wenige Wochen nach des Königs Tod fiel Ulrich in die untere Graviſchaft Hohenberg ein, und bald darauf legten auch die Hohenbergiſchen einen ähnlichen Beſuch im Remsthale ab. Nun traten endlich die Väter zuſammen, vereinigten ſich über Mitgift und Morgengabe, und nach wenigen Monathen wurde das Beilager zu Rotenburg mit großer Pracht vollzogen.

Während der Thronerledigung durch Rudolfs I. Tod, war Eberhard ſtillſchweigender Beobachter der Bemühungen ſeines Sohnes, Herzog Albrechts von Oeſterreich, und verſäumte nicht, während dieſes Zeitpunkts die unter K. Rudolf erlittenen Beſchädigungen wieder zu heilen. Seine an das Reich übergebene Burgen glaubte er wieder an ſich ziehen zu dürfen. Jene Hohenſtaufiſchen Klöſter, welche bereits den Weg zur Reichsunmittelbarkeit gefunden hatten, während öfterer Streitigkeiten mit ſeinem Hauſe, Lorch und

Adelberg, traten jetzt von ſelbſt unter Eberhards Schutz, während die andern Klöſter vieles von den benachbarten Landherren zu leiden hatten. Eßlingen und die Pfalzgraven hielten Frieden. Nur mit den Herzogen von Teck und den Kl. Salem war noch Streit über die Anſprüche auf Nürtingen und das umliegende Gebiet, welches Eberhard zu der von ſeinem Vater erworbenen Gravſchaft Urach ziehen wollte. Eberhard war nicht geſonnen, ſich etwas darüber einreden zu laſſen. Als Adolf, im Beſitz des Kaiſerthrones, ernſtliche Anſtalten zur Wiederherſtellung des Landfriedens traf, und Heinrich von Iſenburg zum Landvogt in Niederſchwaben ſetzte, wodurch nun auch das Hohenbergiſche Haus, wie Wirtemberg, auf die Seite geſetzt wurde; ſo war der Entſchluß bey beyden gefaßt. Grav Albrecht von Hohenberg folgte dem Herzog Albrecht, ſeinem Neffen, nach Oeſterreich; Eberhard blieb auf ſeinem bisherigen Wege. Der König ſchrieb eine Verſammlung nach Eßlingen aus, um die Huldigung einzunehmen, und den Landfrieden ſchwören zu laſſen. Eberhard kam nicht, und doch ſchien dieſer Tag hauptſächlich auf ihn angelegt. Dieſe Verachtung verdroß Adolf; er nahm die Burg Rems und das

Städtlein Neuwaiblingen, (wenn ſie nicht noch von K. Rudolf her im Beſitz des Reichs waren,) aufs neue zu ſeinen Händen, entzog Eberhard auch die Kloſtervogteyen, und ſprach ſowohl in der Teckiſchen Fehde, als in den alten Streitigkeiten mit den Reichsſtädten, ein für Eberhard nachtheiliges Urtheil. Eberhard wurde dadurch nicht irre. Als Adolf im Elſaß ähnliche Händel beizulegen hatte, ſetzte er ſeine Fehden aufs neue fort, wobey es auch an Grav Friederich von Zollern kam, der zuvor auf ſeiner Seite geweſen war. So ſtreng aber Adolf gegen die Landfriedensbrüche im Elſaß zu Werk ging, ſo ſchön that er bey ſeiner Zurückkunft gegen Eberhard; die Königin Imagina, geborne Grävin von Limburg, kam zur Taufe einer Tochter Eberhards nach Stuttgart, und bald hernach wurde der Grav mit ſeiner Gemahlin an das Hoflager zu Oppenheim eingeladen, wo auch der Herzog von Teck und die meiſten Herren von Schwaben eintrafen. Adolf hätte gern Alle für ſeine Ländererwerbungen gewonnen. Aber Eberhard konnte nicht mehr verſöhnt werden, als Adolfs Ländergier auch ihm zu nahe trat, als die Graven von Gröningen überredet wurden, nicht ihm, ihrem Vetter, ſondern dem Könige und dem

Reich ihre Gravſchaft zu verkaufen, als einer der Graven von Helfenſtein das nemliche mit ſeinem Antheil an den Helfenſteiniſchen Stammgütern that. Auf dieſe Art wurde Eberhard auf zwey Seiten von Adolf eingeſchloſſen, während dieſer mitten im Land die obengenannte Burg noch inne hatte. Eben ſo mußte Eberhard zuſehen, wie die Pfalzgraven von Tübingen zwey ſchöne Dörfer in der Nähe Stuttgarts dem Spital zu Eßlingen verkauften *).

In dieſem Zeitpunkt kam Grav Albrecht von Hohenberg aus Oeſterreich, und berichtete den Misvergnügten, daß Herzog Albrecht bereit ſeye, Adolf zu entſetzen. Freudig rüſtete Eberhard ſeine ganze Streitkraft, und folgte dem Herzog, als er durch Schwaben über den Rhein zog, ohne die Rache der Anhänger Adolfs für ſein Land zu fürchten. Albrecht verſchrieb ihm 1200 Mark Silbers, und verſprach, wenn er König würde, ihm alles wieder einzuhändigen, was Adolf ihm entzogen oder vorenthalten habe, oder, wenn der Krieg durch einen Frieden beigelegt werden ſollte,

*) Möhringen und Vaihingen auf den Fildern.

wenigſtens dahin zu handeln; daß Adolf ihm gemeines Recht gewähren müßte. In der Entſcheidungsſchlacht bey Oppenheim, wo die ſchwäbiſchen Ritter unter Albrechts eigener Anführung ſtritten, bewieß Eberhard ohne Zweifel ſeine Tapferkeit, denn er iſt auch nachher bey Albrechts Krönung perſönlich zugegen, und dieſer zeigte ſich überhaupt von nun an ſehr dankbar gegen ihn. Sobald Albrecht im Beſitz des Reichs war, erhielt Eberhard, jenem Verſprechen gemäs, die von Adolf beſetzte Burg Rems nebſt dem Städtlein Neuwaiblingen wieder, er erhielt ferner einen Gnadenbrief, daß der Römiſche König ihn bey allem Recht gegen Eßlingen oder die andern Reichsſtädte laſſen wolle, wie ſeine Vorfahren es hergebracht; daß er ihm gegen die Städte gemeines Recht gönnen, auch über alles dieſes die kurfürſtlichen Willebriefe erlangen wolle. Auch Gröningen wurde ihm nach einiger Zeit als Reichspfandſchaft eingegeben; und die Herzoge von Teck mußten das unter Adolf erlangte günſtige Urtheil wieder fallen laſſen. Was aber das wichtigſte von allem iſt, K. Albrecht übergab dem Grav Eberhard die Reichslandvogtey Niederſchwaben, ein Reichsamt, nach welchem er ſeit Erlöſchung des Marſchallenamtes Schwaben ge-

trachtet, und das bis daher ein Hauptanlaß ſeiner Fehden mit Eßlingen und den Graven von Hohenberg geweſen war. Dieſes wurde nun, wie wir unten ſehen werden, der vorzügliche Grund zur Aufnahme Wirtembergs.

Eberhard ſah ſich, nach dem Tode Grav Albrechts von Hohenberg, ſelbſt dieſem, mit Habsburg nahe verwandten, Hauſe vorgezogen. Er bewieß ſich nicht weniger dankbar gegen den neuen König. In den mißlichſten Umſtänden konnte dieſer auf ihn zählen. Als Albrecht befürchten mußte, von den Rheiniſchen Kurfürſten eben ſo ſchnell wieder abgeſetzt zu werden, als ſie ihn erhoben hatten, und ihnen deßwegen mit gewaffneter Hand zuvorkam; ſo brach Eberhard auf ſeinen Wink mit den Städten der niedern Landvogtey auf, und nahm dem Pfalzgrav Rudolf Schwäbiſchwörd und die übrigen durch die Conradinſche Erbſchaft an ſein Haus gekommenen Orte ein. In dem darauf ausgebrochenen böhmiſchen Kriege aber leiſtete Eberhard nicht nur nach Kräften die Heeresfolge, ſondern er war auch dem Könige mit ſeiner großen Kriegserfahrung überall mit Rath und That zur Seite.

Jedoch während dieſer Aufopferungen mußte Eberhard ſehen, wie der König noch zudringlicher, als Adolf, ihm bey ſeinen Nachbarn in den Kauf ſtand; wie er nicht zufrieden, die Habsburgiſchen Erbgüter über Oberſchwaben ausgebreitet zu haben, auch die Wirtemberg berührende Herrſchaften der Graven von Helfenſtein, der Herzoge von Teck, der Graven von Asperg feil zu machen ſuchte, und von den letztern bereits das nahegelegene ſchöne Dorf Kornweſtheim an ſich gebracht hatte. Noch mehr: Albrecht machte auch Erbanſprüche auf Burg und Stadt Beilſtein, Burg Reichenberg, und Stadt Backnang, ein fruchtbares Gebiet im Murrgau, welches Grav Eberhard als Pfandſchaft inne hatte für ſeine zweite Gemahlin Irmengard, Marggrav Rudolfs von Baden Tochter, Heurathgut, unter der Bedingung, daß dieſe Herrſchaft, wenn ſie innerhalb zehen Jahren nicht gelöſt würde, ſein Eigenthum bleiben ſollte. Dieſen Vertrag verwarf K. Albrecht wegen früherer Rechte ſeiner Gemahlin, Eliſabeth von Tirol, welche durch ihre Mutter von Marggrav Hermann V. von Baden abſtammte.

Nicht wenig verdroß es Eberhard, daß der König, uneingedenk ſeiner vielen Dienſte, ihm mit ſeinen Landerwerbungen ſo beleidigend vorgriff. Er ſah das ſchnelle Emporſteigen des Hauſes Habsburg, den reiſſenden Zuwachs ſeiner Lande. Wirtembergiſche Unterthanen wurden auch zu Niederlaſſungen in Habsburgiſche Landſtädte, wie in die Reichsſtädte, gelockt. Eberhard war entſchloſſen; jetzt mußte er dem Könige widerſtehen, oder nie.

Albrecht kam aus Franken mit einem mächtigen Kriegsheer, und belagerte den Graven in der Burg Gröningen, die er ihm nicht lange zuvor für ſeinen Dienſt verpfändet hatte. Wahrſcheinlich war es zu eben dieſer Zeit, daß auch Grav Rudolf von Hohenberg, des tapfern Albrechts Sohn, im Einverſtändniß mit K. Albrecht, von oben herab in das Land Wirtemberg einfiel, und etliche Burgen belagerte. K. Albrecht war an Erblanden viel mächtiger, als Rudolf, ſein Vater, der doch den Graven mit andern zweymal zur Unterwerfung gebracht. Albrecht hatte die Kurfürſten gedemüthigt; wie hätte dieſer einzige Grav ihm widerſtehen ſollen? Eberhard ließ ſich nicht ſchrecken. Es galt dießmal nicht die Unterwerfung

unter das Reich, ſondern die Einwilligung zu Habsburgs Vergrößerung: daher fand Albrecht weder bey den Reichsſtänden überhaupt, noch bey den Fürſten rechten Eingang oder Beyſtand. Der Winter vertrieb ihn von der Belagerung. Dem einzigen Graven gab K. Albrecht nach. Auf einem Tag zu Ulm 1304. erhielt Eberhard von dem König eine Urkunde, daß er ihn nicht irren wolle an den Gütern, welche Grav Ulrich von Aſperg auf irgend eine Art veräußern werde: daß er ihn auch nicht hindern wolle, die Badiſchen Güter durch Kauf oder ſonſt an ſich zu bringen; daß er des Graven Dienſtleute und Bürger in keine Reichsſtadt oder ſonſt aufnehmen wolle. Aehnliche Briefe gaben auch die Herzoge von Oeſterreich, Albrechts Söhne, in Betreff ihrer Burgen und Städte. Noch verſprach K. Albrecht dem Graven für ſeinen Schaden 2,000 Mark Silbers, unter Verpfändung der Burg Spitzenberg und der Schirmvogtei des Kloſters Lorch, (welche ihm durch Adolf entzogen worden war,) zu bezahlen. Für alle Mishelligkeiten, welche etwa noch zwiſchen ihnen entſtehen möchten, wurden beſondere Austräge ernannt. Solche günſtige Bedingungen erhielt Eberhard von dem König.

Albrecht mußte das verbeißen, er ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Eberhard den Herzogen von Teck in Anſehung ihres ferneren Güterverkaufs die Hände band, ungeachtet ſeine Söhne, die Herzoge von Oeſterreich, bereits einen Theil davon inne hatten. Er hatte größere Dinge in Böhmen und im Meißner und Thüringer Lande vor. Aber wer hätte denken ſollen, daß auch in Böhmen Grav Eberhard ihm in den Weg treten würde? Eben die Partheyungen dieſes Landes, in welchen ſich Eberhard bereits einen Namen gemacht hatte, eröffneten ſeiner Kriegsluſt, wie ſeiner jetzigen Abgeneigtheit gegen das Habsburgiſche Haus, den herrlichſten Spielraum. Für ſo wichtig wurde ſein Beyſtand angeſehen, daß ihm ſogleich der junge K. Wenzlaf durch Herzog Otto von Bayern mit einem Vertrag zu jährlichen 500 Mark Silbers entgegen kam, um ihn zum Rath und Diener zu beſtellen. Als durch Wenzlofs Tod der Thron wieder erledigt wurde, ſuchte Heinrich von Kärnthen in der nämlichen Abſicht ſeine Hülfe, und erhöhte die Dienſtgelder von 4,000 bis auf 10,000 M. S. Alle Anſchläge Albrechts auf Böhmen wurden vereitelt. Daß ein ſchwäbiſcher Grav in dieſem entferntern Lande ſo bedeutenden Einfluß hatte, iſt doch

noch weniger auffallend, als wie er während eben dieſer Zeit ſeine väterliche Gravſchaft gegen den nahen Habsburger zu ſichern wußte.

Mitten in den Böhmiſchen Angelegenheiten vernahm Eberhard K. Albrechts unglückliches Ende durch ſeinen Neffen, Herzog Johann, 1308. Das Haupt dieſes Hauſes fallen zu ſehen, war ihm ein ganz unerwartetes Ereigniß. Er eilte zurück, ohne ſich's einfallen zu laſſen, daß auch ihm ein ähnliches Unglück aufſteigen könnte.

In Schwaben war niemand mehr, der ihm im Wege ſtand. Seinen Wunſch nach der Kaiſerwürde durfte er auch nicht mehr verhehlen. Daß mehrere die Erfüllung bereits fürchteten, zeigt das Bündniß der Marggraven von Brandenburg mit Herzog Rudolf von Sachſen und den Pfalzgraven am Rhein, worin dieſe mit einander überein kamen, daß ſie weder dem Graven Eberhard von Wirtemberg noch ſeinem Freunde, dem Herzog Otto von Bayern; anhangen wollten, im Fall einer von beyden zum Römiſchen Könige erwählt würde. — Eberhard würde allerdings ſein Haus bedacht haben, — wie alle; aber er wäre,

wie irgend einer, der Mann geweſen, das bereits geſchwächte, und bald darnach noch mehr geſunkene, Anſehen der Krone empor zu bringen. — Dieſe Hoffnung wurde zwar vereitelt, wie die noch größerer Häuſer, ſelbſt des Hauſes Valois; aber Eberhards Geſinnnngen ſah man nicht im mindeſten verändert. Auch der neue Kaiſer, Heinrich von Luxenburg, ſchien ihm, bey aller ſeiner Strenge, doch nicht furchtbar genug, als daß er nicht bey ſeinem bisherigen Verfahren gegen eiferſüchtige oder ſchadenfrohe Nachbarn hätte bleiben ſollen. Schon auf dem erſten Reichstage wußten die Städte mancherlei Klagen vorzubringen, wie Eberhards Diener ihre Bürger getödtet, Viehheerden hinweg getrieben, u. ſ. w. Eberhard war nicht gegenwärtig. Auf Heinrichs Einladung kam er — mit einem Gefolge von 200 Rittern, zuſammen wohl 700 Pferden. Dieſer Einritt machte die Reichsverſammlung ſtutzen. Sonſt, da die Reichstage noch Heerſchau waren, wo jeder mit ſeiner beſten Macht erſchien, würde dieſes weniger aufgefallen ſeyn; aber dieſe Sitte war nach und nach abgegangen, uud man kannte Eberhard. In der Reichsverſammlung ſollte er Red' und Antwort geben. Der Anblick des ergrauten Helden gebot Achtung; Heinrich redete

freundlich mit ihm: „Er, der König, ſeye ein Freund des Friedens, und möchte nicht gerne einen Stand des Reichs mit Krieg angreifen, es ſeye Unheil genug geſchehen durch die Fehden, worinn ſeit Jahren die Glieder des Reichs einander geſchwächt und ins Verderben gebracht hätten; dadurch würde nur den Auswärtigen der Weg gebahnt, das Reich zu zertrümmern. Der Grav ſolle lieber ſeine ſtattliche Ritterſchaft gegen den Erbfeind des chriſtlichen Namens führen, da werde er Ruhm und Dank erwerben, oder er ſolle mit ihm nach Italien ziehen, daſelbſt wolle er ihn halten, als ſeinen Bruder. Was aber die Städte betreffe, ſo müſſe er ſie bey ihren Rechten ſchützen, das ſeye ſeine Pflicht, die er als König übernommen habe." Darauf antwortete Eberhard: „Gegen die königliche Würde (Majeſtät) werde er nie eines Kriegs ſich unterſtehen; hingegen, was er gegen die Städte unternommen, das ſeye mit Fug und Recht geſchehen, auch ſeye er keines andern Dienſtmann, daß er nicht könnte thun, was ihm gut däuchte." Dieſelbe Antwort gab er, als am folgenden Tage über der Städte Klagen Gericht gehalten werden ſollte, und ritt ohne Urlaub wieder vom Reichstag hinweg.

Ueber dieſen Troz war K. Heinrich noch mehr erſtaunt, als zuvor über den Einritt des Graven. Er trug vor: da Grav Eberhard die Majeſtät verachtet; da er den Landfrieden gebrochen: ſo ſeye er in des Reichs Acht gefallen, ſeye der Landvogtey verluſtig, und als Feind des Reichs zu behandeln. Dieſes wurde in der Reichsverſammlung beſchloſſen.

Indeſſen zog Eberhard in ſein Land, und blieb unbekümmert um Kaiſer und Reich, doch nicht unthätig. Er ſchloß Bündniſſe mit den Graven von Freiburg und mit andern Herren; mit dem Hauſe Pfirt auch eine Verbindung für ſeinen zweyten Sohn, Ulrich. Er kaufte unbeſorgt, wo er neue Landestheile erwerben konnte, zum heimlichen Aerger der Städte, und hatte noch Summen übrig, um ſeinen Freund, den Herzog Otto von Bayern, eine Zeitlang König in Ungarn, gegen Oeſterreich zu unterſtützen. Die Reichsacht ſchien vergeſſen. Eberhard leiſtete dem Kaiſer auch die Heeresfolge nach Italien nicht. Dieſes ſcheint endlich, nach zwey Jahren, den Ausbruch veranlaßt zu haben. Unverſehens, als Heinrich den Römerzug antrat, und ein anderes Heer zu Gunſten ſei-

nes Sohnes Johann nach Böhmen ausziehen lieſs, brach ein drittes Aufgebot aus den ſchwäbiſchen Städten und Herren über ſein Land los, um die langverhaltene Rache zu kühlen, den Graven zugleich an weiterer Theilnahme an den böhmiſchen Angelegenheiten zu verhindern, und ihn überhaupt für immer zu demüthigen. Es war im Sommer des Jahres 1311. Den Oberbefehl über das Städtevolk führten die kriegserfahrenen Freyherren von Weinſperg, welchen der Kaiſer die Landvogtey übergeben hatte, und die wahrſcheinlich durch Eberhards Landerwerbungen perſönlich beleidigt waren. Nicht nur alle jene Graven, welche Eberhard ſchon mehrmals bekriegt hatten, wozu noch die Graven von Aichelberg kamen, ſondern ſelbſt einige ſeiner eigenen Vaſallen traten mit den Städten in Verbindung, gereizt durch die groſsen Dienſtgelder, welche der Kaiſer auf die Reichsſteuern angewieſen hatte. So ernſtlich hatten die ſchwäbiſchen Stände ihre Kräfte noch nie zuſammengeſetzt. Eberhard ſtand allein. Seine Verbündeten waren von ihm abgeſchnitten. Von Grav Ulrich von Schelklingen, der auch während jener Belagerung von Stuttgart den Krieg für Eberhard fortgeführt hatte, weiſs man allein, daſs er in Eberhards Namen die

Burg Zwiefalten eingenommen, (Dec. 1311). Ueber Conrad von Oetingen, ſeines Schwagers Bruder, ergieng ebenfalls die Reichsacht. Sein treueſter und mächtigſter Freund, Herzog Otto von Bayern, ſtarb während dieſes Kriegs, (Sept. 1312). Eberhard blieb unerſchrocken. Hatte er nicht dieſe nämlichen Schaaren ſchon mehrmals beſiegt und zerſtreut? Er zog ſeine Hauptmacht auf Wirtemberg zuſammen, und fiel, wie er gewohnt war, muthig auf das ſtädtiſche Lager herab; aber er verlor den Sieg, da ein Theil der Seinigen zu früh der Beute ſich überließ; die meiſten ſeines Fußvolks wurden erſchlagen oder gefangen. Noch vertraute Eberhard auf ſeine zahlreichen, wohlbeſetzten Burgen und Schlöſſer. Allein die Städte erlangten bald in dem abgemeſſenen Belagerungskrieg eine beſondere Geſchicklichkeit und Ausdauer. Zuerſt rückten ſie vor das mächtige und ſchöne Stammſchloß Wirtemberg, untergruben und nahmen es ein. Dieſelbe Verheerung erging über Burg und Stift Beutelsbach, wo die alten Graven ihr Erbbegräbniß hatten. Das Städtevolk wüthete auch gegen die Todten, voll Haß gegen den Wirtembergiſchen Namen, und zerſchlug die älteſten Denkmäler dieſes

Hauſes mit einer Wuth, wie ſie nur im Bauernkrieg wieder geſehen wurde, zum unerſetzlichen Verluſt der åltern Geſchichte. So erging der Krieg gegen zwey Jahre über das Wirtembergiſche Land, ſo lange K. Heinrich in Italien verweilte. Zuletzt blieben dem Grav Eberhard von achtzig Burgen, Stådten und Dörfern nur noch Urach, Wittlingen, Seeburg, welche erſt unter ſeinem Vater an Wirtemberg gekommen waren. Aus der Feſte Aſperg entfloh er ſelbſt bey Nacht in die nahegelegene, wohlbefeſtigte Stadt Beſigheim zu ſeinem Schwager, Marggrav Heſſo von Baden, und hielt ſich daſelbſt verborgen. Hier vernahm er, wie ſeine Stådte ſich an die von Eßlingen und an das Reich ergeben håtten und geſonnen ſeyen, bey demſelben zu bleiben, wie andere Reichsſtådte: Eberhard ſollte mit ſeinen Augen ſehen, wie die ganze Landesherrſchaft, die ſeine Vorvordern mühſam gegründet, und die er ſelbſt ſo måchtig ausgebreitet hatte, in ihrer erſten Blüthe zerriſſen wurde, auf die nemliche Art, wie es die Habsburgiſchen Stammlande von den ſchweizeriſchen Eidgenoſſen erfuhren. Er ſchien unglücklich zum erſtenmal. —

Das Land hatte Eberhard verloren, aber den Muth nicht, mit dem er es erworben hatte. Schon waren mit dem Kaiſer Unterhandlungen eingeleitet, als die Nachricht von dem plötzlichen Tode deſſelben erſcholl (24. Aug. 1313). Der Dominikaner, dem dieſer Tod beigemeſſen wird, konnte wohl unwiſſend niemand eine größere Freude machen, als dem vertriebenen Graven. Das Städtevolk lief im paniſchen Schrecken auseinander; das ganze Reich war beſtürzt: man ſah einer zwiſtigen Königswahl entgegen. Lauter Umſtände, welche Eberhard ohne Zeitverluſt zu nützen wußte.

Noch während der Thronerledigung gieng Eberhard, durch neue Bündniſſe und ſeine wieder um ihn verſammelte Vaſallen verſtärkt,*) auf Eßlingen und Reutlingen los, und ließ dabei die Pfalzgraven von Tübingen ſeinen Arm ſo ſchwer fühlen, daß dieſe froh waren, einen Stillſtand bis zur Königs-

*) In einem mit dem Graven von Hohenberg 1316. geſchloſſenen Bündniß gedenkt Eberhard ausdrücklich des etwanigen Kriegs mit Grav Conrad von Vaihingen, (der gewöhnlich mit ſeinen Feinden hielt). Sattler Top. S. 248.

wahl einzugehen, (Sept. 1314). Einige Theile ſeines Landes fielen ihm freiwillig wieder zu: wo er konnte, griff er weiter, nach dem Wiedervergeltungsrecht.

Als ſich das Reich zwiſchen Ludwig von Bayern und Friederich von Oeſterreich theilte, hielt Eberhard anfänglich mit dem erſtern, indem er ihm noch in dem Vormundſchaftsſtreit über Herzog Otto's Sohn Beyſtand leiſtete. Die feindlich geſinnten Reichsſtädte näherten ſich dem leztern. Die von Eßlingen hatten Stuttgart, Waiblingen und das übrige dem Grav Eberhard abgenommene Land noch inne, und ſuchten in Zeiten günſtige Verträge darüber mit dem neuen Könige zu ſchließen. Nachdem Friederich ihre Freyheiten höchſt freygebig beſtätigt hatte, ließen ſie ſich gefallen, jene Landestheile in ſeine und ſeines Bruders Leopolds Hände zu übergeben, bis ſie eine Richtung zwiſchen ihnen, den Bürgern der eroberten Städte und Grav Eberhard gemacht haben würden.

Es mag aber ſeyn, daß Friederich den Graven zu begünſtigen ſchien, um ihn auch auf ſeine Seite

zu ziehen, oder daß die von Eßlingen überhaupt die ſchöne Eroberung nicht gerne wieder zurückgaben, oder daß Ludwig ihnen noch größere Verſprechungen machte: genug, ſie fielen von jenem ab, und hielten mit dieſem. Hingegen Eberhard wurde um ſo mehr zu Friederichs Parthie hingezogen, und er betrog ſich nicht in ſeinen Erwartungen.

Eßlingen wurde zweymal belagert, hauptſächlich unter ſeiner Leitung. Indeſſen konnte er leicht ſein Land wieder einnehmen. Ludwig wollte die Stadt entſetzen, 1316. Es entſtand mitten im Neccar ein Gefecht, das beſonders für die Reuterei blutig war ohne daß Ludwig etwas ausrichten konnte. Nach ſeinem Rückzug öffneten die von Eßlingen alsbald ihre Thore, und waren bereit mit Eberhard Frieden zu ſchließen, und ein Schutzbündniß dazu. Aus dem Inhalt deſſelben erhellt, daß Eberhard bereits in dem Beſitz aller ſeiner Städte und Burgen war; denn die von Eßlingen verſprechen, ihn in der Wiedererbauung derſelben nicht zu hindern, ja, ſie bequemen ſich, daß dem Graven auch bey ihnen wieder die vorigen Rechte zuſtehen ſollten, die er in Abſicht des Schultheiſen Amts, des Zolls und Ungelds in ihrer Stadt gehabt

hatte. Das Schutzbündniß ſollte ſelbſt gegen Ludwig von Bayern gelten *). Auch die Bürger von Eberhards wiederunterworfenen Städten beſchworen dieſen

*) Daß die Stadt Eßlingen durch dieſen Krieg in Schulden gerathen mußte, trotz der Unterſtützungen von K. Heinrich, ſieht man daraus, daß ſie den Burg-Weingarten (alſo eines ihrer beſten Güter) im J. 1314. an das Kl. Kayſersheim verkauft. Nagel über den Urſprung der Reichs-Stadt Eßlingen S. 4.

Im J. 1319. quittirt Gr. Eberhard die Stadt Eßlingen „wegen uff Seiten der Stadt an ſich gelöſter 700 Pf. Heller, ſo ſie um das Gut zu Kerſe, und anderer 240 Pf. Heller, ſo ſie um das Schultheißen Amt zu Eßlingen dem von W. ſchuldig waren.

Auch H. Leopold von Oeſt. hat Theil an jenem Gut, denn er verſpricht 1318. ſeinen habenden Theil an der Kerß, falls derſelbe erlöſet würde, den Bürgern zu Eßlingen zu leihen und hernach ledig zu machen. (Es war alſo Reichslehen).

Durch beydes möchte die Nachricht der Sindelf. Chronik einige Erläuterung erhalten, wenn es heißt, daß Gr. Ulrich von W. im J. 1292. mit denen von Eßlingen die Burg Kerſch, unter Deizisau auf dem Bühel, nach zehentägiger Untergrabung zerſtört habe. Die Herzoge von

Frieden. Mit Grönningen wurde wegen der noch darauf haftenden Reichspfandſchaft ein neuer Vertrag geſchloſſen, (1316.) **).

Während des langen und verheerenden Kriegs zwiſchen Ludwig und Friederich gewann Eberhard allein; für jede Hülfe an Geld, Leuten oder Zufuhr ließ er ſich von Friederich und Leopold, die mehrmals perſönlich zu ihm kamen, durch neue Pfandſchaften, die er wohl zu nützen wußte, ſicher ſtellen. Auch nach der Entſcheidungsſchlacht bey Mühldorff, an der aber weder Eberhard, noch ſelbſt Herzog Leo-

Oeſt. hatten damals auch Antheil an Kirchheim u. T., vielleicht erſtreckten ſich ihre Beſitzungen bis hieher, oder ſie ſuchten ſie wenigſtens unter Albrecht I. hier auszudehnen.

**) Nach der Sattleriſchen Urk. (Graven I. S. 19.) wurde Kraft von Hohenlohe 20. Nov. 1316. von K. Friedrich zum Pfleger der Stadt Grönningen geſetzt. Nach Gabelkoferiſchen Excepten war vorher dem Marggraven Rudolf von Baden der edel Herr Heinrich von Eberſtein in administratione der Pfleg der Stadt Grönningen ſubſtituirt worden, vermuthlich von Städtiſcher Seite.

pold Theil nahmen, ſuchte ihn dieſer noch ferner ſeinem unglücklichen Bruder zu erhalten. Aber der Sieger konnte noch mehr thun; und da die Sachen ſich einmal ſo gewendet hatten, daß für Friederich keine Hoffnung mehr abzuſehen war, ſo war es Eberhard nicht zu verdenken, daß er, nachdem er auch ſeinerſeits vergeblich am Frieden gearbeitet, *) am Ende wieder auf Ludwigs Seite trat. Dieſer verſprach ihm, auſſer der Beſtätigung aller ſeiner Rechte und Freyheiten, und ſelbſt auch der öſterreichiſchen Pfandſchaften, 2,000 Mark Silbers und die Reichsſteuer zu Eßlingen, ohne auch ſeine Räthe und Geheimſchreiber zu vergeſſen.

Das Ende des langen Kronſtreits erlebte zwar Eberhard nicht mehr, aber doch nahm er ſolange daran Theil, um jede Wendung deſſelben zu ſeinen Gunſten zu benützen. Er, der alles verloren hatte, ſtieg in wenigen Jahren zu einer größern Macht und zu einem höhern Anſehen, als zuvor.

---

*) Eberhards Beitrittsbrief zu dem Augsburger Stillſtand 1319. ſ. Fuggers Ehrenſpiegel des Hauſes Oeſt. S. 283.

So verfloß das Leben Eberhards des Erlauchten, faſt unter lauter Kriegsarbeit und Thaten, die ihm allein ſchon dieſen Beinamen geben. Aber er war nicht allein Feldherr; er kannte nicht blos ritterliche Indüſtrie: er war ein eben ſo großer Staatsmann, der mit Einem Blick das Gewimmel unter den kleinern ſchwäbiſchen Ständen, wie die Angelegenheiten in Oeſterreich, Böhmen und im ganzen Reich überſah; der, laut des obenerzählten, ſeine Hände auch da hatte, wo der Name Wirtembergs vor ihm nie gehört war. Und Eberhard war ein eben ſo glücklicher Staatswirth. Man erſtaunt, wenn man das Verzeichniß ſeiner Erwerbungen überſieht, die alle unter jenen tumultuariſchen Auftritten und ſelbſt nach großen Unfällen mit baarem Gelde gemacht wurden. Bis zu ſeiner Vertreibung durch die Städte hatte Eberhard folgende neue Landestheile erkauft: Von den Herrn von Stöffeln im J. 1300. die Stammburg dieſes Namens mit dem darunter liegenden Städtlein Gönningen und andern Dörfern und Gütern. Im Jahr 1301. Burg, Stadt und Herrſchaft Neufen von Conrad von Weinſperg, der ſie theils durch Schulden übernahm, theils durch Schulden-Uebernahme, theils durch Heurath erhalten

hatte, um 7000 Pfund guter Pfenning Heller Münze. Von den Graven zu Zweybrücken Güter und Kirchenſätze zu Hengſtetten und Malmsheim, um 300 Pfund. Von Pfalzgrav Rudolf von Tübingen das Dorf Rutmarsheim um 700 Pfund Heller; von Herzog Hermann von Teck Leute und Güter zu Marbach, Murr, Laufen, (ein abgegangener Ort,) Kirchberg, Rudolfsberg (wahrſcheinlich Rudersberg) Weihingen, um die beträchtliche Summe von 10,000 Pfund Heller; ſämmtliches im Jahr 1302. Von Renbot von Neuperg im Jahr 1305. den Kirchenſatz des Dorfes Schlüchtern*). Von Grav Ulrich von Aſperg im Jahr 1308. Burg und Stadt Aſperg, Richtenberg die Burg, und das Glemsgau mit der Gravſchaft und aller Zugehör; und in einer und derſelben Woche von den Graven von Berg, genannt von Schelklingen, die halbe Gravſchaft Calw, die durch Heurath an ſie gekommen war. Was für einen beträchtlichen Theil der altzäringiſchen Güter im Murrgau Grav Eberhard durch

*) In dieſe Lücke von 1302 — 1305 fällt der böhmiſche Krieg, in dem ſich Eberhard zuerſt für K. Albrecht aufopferte.

ſeine Gemahlin erhalten, wird unten noch einmal berührt werden. Schon dieſe erſten Erwerbungen Eberhards machen zuſammen faſt ein eben ſo großes Gebiet aus, als die von ihm angetretene Stammgravſchaft. Durch die erſten Haustheilungen war ein Theil des Zehenden zu Stuttgart noch bei der Gröningiſchen Linie und Lehen der Herren von Nothaft; dieſes war einer ſeiner erſten Käufe, (für 80 Pfund Heller), ſo wie der Kirchenſatz zu Zuffenhauſen von Friederich von Urbach. Noch kurz vor dem Städtekrieg erwarb er das Dorf Renningen von den Herren von Neuenbürg (Waldeck). Bey alle dem hatte Eberhard immer noch Geld vorräthig, um Kaiſer und Fürſten beträchtliche Anlehen zu gewähren, (dem K. Albrecht 12000. Pfund Heller, Marggrav Rudolf von Baden 500 Pfund, den Herzogen von Bayern vor dem Ausbruch des Städtekriegs über 2000 Mark Silbers). Den damaligen hohen Stand des Geldes ſieht man am beſten aus jenen Käufen ſelbſt. Man kann immerhin die Reichslandvogtey als Eberhards Hauptquelle anſehen, da wir finden, daß genau von der Zeit ihrer Verwaltung an das Landkaufen beginnt; aber die großen Dienſtgelder, welche Eberhard in den obengemeldeten Begebenheiten erwarb, ſind um ſo

weniger zu überſehen, da ſie von ihm ſelbſt perſönlich ſauer genug erworben wurden. Auch fallen die wichtigſten Käufe in ihre Periode.

Einen einzigen Bezirk, den Antheil, welche die Herzoge von Teck und die Herren von Neuffen, nach ihnen das Kl. Salem, an der Stadt Nürtingen, den Dörfern Eberſpach, Plochingen, Reichenbach, zuſammen der Berg genannt, zu haben behaupteten, ſcheint Eberhard als ein zur Gravſchaft Urach gehöriges Stück nach langem Streit mit den Waffen in der Hand erlangt zu haben, und eine einzige Burg, das Schloß Lorbach, wurde, während unter den Erben Unruhen entſtanden, von ihm erobert, nachher aber gegen die Lehensherrlichkeit von Oberleinbach und halb Welzheim vertauſcht.

Noch ehe Eberhard ſein ganzes Land wieder eingenommen hatte, fieng er ſchon wieder an zu kaufen, namentlich von Hanns von Brandek im Jahr 1314. ſeine Rechte zu Niederbrendi auf dem Schwarzwald, und im Jahr 1316. von Reinhart von Höfingen deſſen Theil an der Burg und den übrigen Rechten zu Höfingen um 300 Pfund Heller, desgleichen zu Hirſch-

landen um 10 Schilling Heller. Dieß geſchah noch vor der zweyten Belagerung von Eßlingen; und nun folgen ununterbrochen Ländererwerbungen, faſt immer eine beträchtlicher, als die andere.

Von den unter ſich ſelbſt entzweiten Herzogen von Teck kaufte Eberhard im Jahr 1317. die Burgen Aiſteig und Beuren, und die Stadt Roſenfeld mit Zugehör um 4,000 Pfund Heller; von den Graven von Aichelberg 1318. die Burg Vilſeck nebſt zwey Höfen zu Bettenweiler um 800 Pfund Heller; im nemlichen Jahr von den Herren von Kaltenthal die Stammburg ihres Namens nebſt Zugehör und Leuten zu Vaihingen und Möhringen um 630 Pfund Heller; von Marquard von Bernhauſen $\frac{1}{3}$. an dem Kirchenſatz zu Ehningen (bey Reutlingen) und zu Bernhauſen, nebſt ſeinen übrigen Rechten daſelbſt, um 60 Pfund Heller; vom Kl. Hirſau Kirchenſätze, Güter und Rechte zu Eltingen, Rutmarsheim, Murr, Renningen, Altheim, Dürkheim um 1600 Pfund Heller. (Sonſt pflegten die Klöſter die Landherren auszukaufen). Während Eberhard für Herzog Leopold die Burg Staufen im Breisgau belagerte, 1319. kaufte er von Heinrichs

von Waſſenbach Wittwe die Burg dieſes Namens; im folgenden Jahr von Engelhard von Liebenſtein die halbe Burg Sternenfels mit Zugehör um 400 Pf. Heller; den Weiler Schmye von den Herren von Berneck um 56 Pfund Heller. Swigger von Blankenſtein überließ ihm wegen des, vermuthlich im letzten Reichskrieg, ihm zugeführten Schadens, die Burg Blankenſtein mit Leuten und Gütern, nebſt den Dörfern Tapfen, Waldſtetten, Stetheim und Widenthal, nur daß Eberhard die darauf haftenden Schulden übernahm. Noch in eben demſelben Jahr kaufte er von Grav Burkhard von Hohenberg, ſeinem Schwiegerſohn, das Städtlein Dornſtetten, eine Fürſtenbergiſche Pfandſchaft, um 500 M. S. desgleichen im Jahr 1320. die halbe Herrſchaft Magenheim, wozu die Stadt Brakenheim, Burg Blankenhorn, Kirchenſätze zu Mühlhauſen und Schwieberdingen, Gericht und Vogtey Pfaffenhofen, ſämmtlich hälftig gehörten, um 5,250 Pfund Heller *)

*) Dieſe Beſitzungen verkaufte ſein Sohn Ulrich 1327. an den Erzbiſchof von Mainz, Matthias: ſ. Würdtwein, nova subs. dipl. 1782. Sattler hat dieſe, wie manche andere Veräuſſerungen, mit Stillſchweigen übergangen.

und abermals von den Herzogen von Teck die Aemter Heiningen und Boll nebſt den Dörfern Geningen, Gameltshauſen und Lotenberg um 2,000 Pfund Heller. Von Ulrich von Walſe ebenfalls noch im Jahr 1321. die Burg Wolfsölden mit Zugehör um 1700 Pfund Heller. Von Marggrav Rudolf von Baden erwarb er 1322. das Dorf Birkenfeld; von den Herrn von Hornberg (bei Calw) 1323. die halbe Burg Vogtsberg nebſt dazu gehörigen Dörfern, Weilern und den Rechten an dem von ihnen geſtifteten Enzkloſter um 300 Pfund Heller.

Auch das kleinſte verſchmähte Eberhard nicht, nach dem Beyſpiel der klöſterlichen Indüſtrie. Das Ganze dieſer Erwerbungen aber iſt, wie man leicht ſieht, noch bedeutender, als das in der erſten Periode; mehrere derſelben machte Eberhard ſogar durch vorgeſchoſſene Summen. So mußte es ſich fügen, daß eben jene Nachbarn, welche kurz zuvor ihn am heftigſten

Güglingen wurde übrigens bereits 1340. wieder von den Graven von Eberſtein verkauft. Vergl. Naſt über die Untheilbarkeit ꝛc.

bekriegt hatten, nun kamen, um bey ihm in ihrem Schuldengedränge Hülfe zu ſuchen. Es währte nicht lange, ſo waren ihm faſt alle noch übrigen Einkünfte der Herzoge von Teck verpfändet. Im nämlichen Fall waren die Pfalzgraven von Tübingen ſchon unter ſeinem Sohn, der auch von den Herzogen von Oeſterreich ihren Theil an Teck und Kirchheim erhielt.

Was am meiſten Verwunderung erregt, iſt, daß dieſe beträchtliche Landesvermehrung unmittelbar nach dem Unglück des Reichskriegs geſchah. In eben dieſer kurzen Zeit hat Eberhard ſein verheertes Land wieder eingerichtet, ſeine Schlöſſer und Burgen wieder aufgebaut, beſonders aber die Hauptſtadt wieder hergeſtellt, beveſtigt und verſchönert. Das zerſtörte Stift zu Beutelsbach wurde nach Stuttgart verlegt, die Pfarrkirche daſelbſt zur Stiftskirche erhoben, und zugleich zur Aufnahme der heiligen Ueberreſte der väterlichen Gruft beſtimmt. Eberhard reißte zu dem Pabſt nach Avignon, um die neue Einrichtung dieſes Chorherrnſtifts, das er noch dazu reichlich begabte, *)

*) namentlich mit dem noch jezt ſo genannten Pfaffenwald, den Eberhard von der Bauerſchaft zu Vaihingen erkauft hatte.

beſtätigen zu laſſen. Wahrſcheinlich war er aus dieſem Grunde auch gegen den Biſchof von Conſtanz freigebig *).

Das alles wurde von Eberhard ausgeführt durch ſtrenge Sparſamkeit und kluge Benützung der Umſtände, nicht in einer günſtigen Friedenszeit, ſondern unter dem oben erzählten fortwährenden Krieg zwiſchen zwey Gegenkaiſern, während deſſen die meiſten Häuſer in eine Schwäche ſanken, aus der ſie ſich nicht wieder erhohlten. Wenige Beiſpiele von einer ähnlichen, ſo mühſamen als glücklichen, Erwerbung der erſten Landesherrſchaft wird die Geſchichte aufzuweiſen haben: Rückſichten, welche den Wirtemberger ſeinem erlauchten Regentenhauſe beſonders verpflichten.

Von Eberhards Privatleben und von ſeinen Geſinnungen überhaupt, ſo weit ſie nicht in den öffentlichen Verhältniſſen an den Tag gelegt ſind, iſt, wie von vielem andern jener Zeit, nichts aufgezeichnet

*) durch Ueberlaſſung der Kirchenſätze zu Canſtadt und Buch.

worden. Die ältern Geſchichtſchreiber legen ihm den Wahlſpruch bey: „Gottes Freund, aller Welt Feind!“ — Einen ſchönen Zug, der bis daher den Wirtembergiſchen Geſchichtforſchern entgangen iſt, können wir hier noch beifügen. Als K. Albrecht gegen ſeinen Schwager Wenzlaf, K. von Böhmen, zu Felde zog, und die Stadt Kuttenberg, welche durch den Bergbau ſehr blühend war, ſtürmen laſſen wollte, und niemand wagte, für die unſchuldigen Einwohner zu bitten: ſo trat Grav Eberhard von Wirtemberg hervor, und verwieß dem Könige mit nachdrücklichen Worten die zwecklose Vermehrung der Kriegsübel. Durch dieſe Rede erhielten auch andere den Muth, ſich zu nähern, und der Sturm wurde glücklich abgewandt. In einer fremden Landeschronik hat Dankbarkeit dieſes zum Ruhme Eberhards aufgezeichnet*).

---

Ottokar. in Pez. Scr. Rer. Austr. Tom III. 731. Die Stelle mag hier ſtehen. Der Biſchof von Salzburg hat bereits in Albrechts Befehl gewilligt,

„Es ſey übel oder gut! —
Do ſprach der von Wirttenberg,
Herr, welt Ir ſtürmen den Perg,
Das müſt Ir tun ane Mich,
Es wirt ain Ding unpillich
Und ain Sach wilde,

Sein Haus ſah Eberhard blühend. Beſonders merkwürdig iſt die mehrfache enge Verbindung mit den vornehmſten ſchwäbiſchen Häuſern. Eberhards erſte Ge-

---

Daz dicz Unpilde,
Als Jr welt ſchaffen,
Mit underſtent dy Pfaffen!
Herr, Jch han Ew geſworn,
Und peleibt unverporn,
Jch rat Ew das peſt.
Diß Perglewt ſind Geſt
Dieſer iſt von Polan,
Der ander von Pomeran, u. ſ. w.
So geſamet Diet
Umbſunſt von dem Leben ſchiet,
Darczu hundert tawſent Man und Chind,
Die auf dieſem Perg ſind,
Und all unſchuldig ſind daran.
Was wider Ew hat getan
Von Pehaim der Chünig, Herr.
Es wer hinfür ymmer mer
Ew und dem Reich ein Miſſwende,
Daz ſo manich Menſch ellende
Alſo ſcholt verderben
Und umbſunſt ſterben.
Edeler Künig, umb dew
Wil ich raten Ew,
Hat umb ſein Schulde
Ewr und des Reichs Hulde
Verpoct und verlorn
Von Pehem der Hochgeporn,

mahlin, Adelheid, war aus dem ausgebreiteten Grafengeſchlechte Werdenberg. Die älteſte ſeiner drey Töchtern, Agnes, wurde hinwiederum dem Grav Heinrich von Werdenberg vermählt. Seine zweyte Gemahlin, die bereits genannte Irmengard, war Markgrav Rudolfs, des ältern, von Baden Tochter, der zugleich Eberhards Schwager wurde durch deſſen zweyte Schweſter, auch Irmengard genannt. Eine dritte Irmengard, des mächtigen Grav Albrechts von Hohenberg Tochter, wurde, wie auch ſchon oben gedacht worden, Eberhards älterem Sohne zu Theil, und dagegen Eberhards zweyte Tochter, ebenfalls Irmengard mit Namen, dem Grav Rudolf von Hohenberg, ihrem Schwager. Von der vorzüglichen Schönheit dieſer leztern Irmengard, Rosa nimium speciosa zeugt noch das Epitaphium zu Rotenburg. Eberhards zweyte Tochter, Adelheid, war Gemahlin Crafts, Graven von Hohenlohe. Von Eberhards drey übrigen Schweſtern heurathete Mechtild den Grav Friederich von Truhendingen, Luitgarde den

---

Der ſchol des rat empfahen,
Daz wir auf En ſlahen
In Streit nach Ritters Recht."—
u. ſ. w.

Grav Albrecht von Löwenſtein, Agnes den Grav Ludwig von Oetingen. Durch die Verſchwägerung mit den Graven von Hohenberg, ſo wie ſchon durch ſeines Vaters erſte Gemahlin, Mechtild von Ochſenſtein, und durch ſeines zweiten Sohns Vermählung mit Sophia, Grävin von Pfirt *), war mehrfache Verwandſchaft auch mit dem Habsburgiſchen Hauſe †). Dieß hinderte aber Eberhard keineswegs, ſeine Rechte auch gegen drey Kaiſer aus dieſem Hauſe zu behaupten, während ſelbſt ſeine Schwäger gegen ihn waren.

Da Eberhards Erſtgebohrner, Ulrich III., frühzeitig (1315.) mit Tod abgieng, jedoch aber einen noch jüngern Sohn, gleiches Namens, hinterließ, ſo ließ Eberhard dieſen, da er wahrſcheinlich keine beſondere Fähigkeiten zur Regierung zeigte, den geiſtlichen Stand wählen ††), und beſtimmte ſeinen zweiten Sohn, Ul-

---

*) Schweſter von Herz. Albrechts II. von Oeſterreich Gemahlin.

†) Die Annales Dominic. Colmar. ad a. 1236. nennen Eberhard ausdrücklich cognatum regis Rudolfi.

††) Er wurde Probſt zu St. Guido zu Speier, und iſt wohl zu unterſcheiden von dem faſt gleichzeitigen Probſt zu Sindelfingen, Ulrich von Wir-

rich IV. die Nachfolge. Da es noch kein Geſetz der Untheilbarkeit und kein Primogeniturrecht gab, ſo lag Eberhard alles daran, daß das aus mehreren Gravſchaften und Landestheilen zu einem Fürſtenthum aufblühende Land nicht von ſeinen Erben ſelbſt wieder zerriſſen würde. Dieſer zweyte Sohn folgte ihm wirklich in der Regierung, und rechtfertigte durch ſeinen Erwerbsfleiß das väterliche Zutrauen.

Nach ſo vielen glücklichen und ruhmvollen Unternehmungen erregt es ein ſchmerzliches Gefühl, wenn man liest, wie Eberhard noch zulezt mit ſeinem Schwager Markgrav Rudolf, dem jüngern, von Baden, ſowohl über dem Erbe ſeirer Gemahlin, als über die dem Markgraven geliehenen Gelder in verdrüßlichen Streit gerathen mußte. Da die obengedachte Pfandſchaft Reichenberg mit Zugehör innerhalb zehen Jahre nicht

---

tember g, der ein natürlicher Sohn entweder von Grav Eberhard ſelbſt, oder von einem ſeiner Söhne iſt. Nach der Sindelf. Chronik wurde dieſer zum Probſt daſelbſt erwählt 1ten Sept. 1332., und ſchon den 6ten Dec. d. J. iſt eine von ihm beſiegelte Urkunde im Eßlinger-Archiv, mit dem gewöhnlichen Abts-Siegel ohne das Wirtembergiſche Wappen.

gelöst worden war, so hatte ſie nun Eberhard, dem Vertrag gemäs, als Eigenthum in Beſiz zu nehmen, und gab ſeinem Sohn Ulrich Befehl, die Burg zu beſezen. Allein der Markgrav wollte die bedeutende Herrſchaft nicht aus den Händen laſſen, und rief während den noch fortwährenden Bewegungen zwiſchen den Gegenkaiſern den Erzbiſchof von Mainz zu Hülfe, der den Grav Ulrich zurücktrieb. Die Herrſchaft kam zwar mit ihrer ganzen Zugehör dennoch an Wirtemberg, aber Eberhard endigte ſeine Tage unter dieſem Verdruß, 5 Jun. 1325.

Einen eigenen Eindruck macht die Ueberſicht der Schikſale Eberhards, und es iſt nicht zuviel geſagt, wenn wir ſeine Regierung die merkwürdigſte in den frühern Perioden Wirtembergs nennen. Er reicht noch an das Hohenſtauſiſche Zeitalter, und ſah eine neue Ordnung der Dinge heraufgehen. Den Untergang vieler alten Häuſer ſah er; auch Habsburgs aufſtrebende Gröſſe wurde zweymal vor ſeinen Augen gebeugt. Durch alle Kämpfe hat er den Plan für Haus und Land mit einer ausgezeichneten Luſt und Thätigkeit kühn und glüklich hindurchgeführt. Mehr als einmal konnte er hoffen, den Kaiſer-Thron zu erſteigen, aber das

Loos Wirtembergs würde ſchwerlich ein anderes geweſen ſeyn, als das der habsburgiſchen Vorlande. — Eberhards wahre Größe ſah man im Unglück. Auf ſeiner Grundlage erhob ſich Wirtemberg ſeit fünfhundert Jahren.

J. C. Pfiſter.

# Notburga.

Am Neccar im Burgſchloß Hornberg
Ein König vordem gebot.
Jung war die Prinzeß Notburga,
Fromm, ſanft, und wie Röslein roth.

Sie liebte den wackerſten Ritter,
Hans Otto von Engelbert,
Gezogen in fremde Lande,
Allein nicht wiedergekehrt.

Sie weinte viel Tag und Nächte,
Wies ſtattliche Freyer ab,
Und wünſchte, bey ihrem Geliebten
Zu ruhen in Einem Grab.

Der Vater achtete wenig
Des Töchterleins herbes Leid,
Und ſuchte hinwegzuſcherzen
Untilgbare Traurigkeit.

Einſt rief er: „Bereite drey Tage
„Zum Hochzeitſchmucke dich vor!
„Ein Ritter wirbt um dein Herzlein
„Den ich zum Eidam erkohr.“

Da ſprach ſie in ihren Gedanken:
Eh' wall ich im Stillen fort,
So weit nur die Himmel blauen,
Eh daß ich bräche mein Wort.

Sie rief dem getreuen Thomas:
„Der Vollmond leuchtet ſo ſchön.
„O führe mich zu der Kapelle
„St. Michael über die Höh'n!

„Da will ich, geborgen vor'm Vater,
„Dem Dienſte Gottes mich weih'n.
„Mein Dank, der Seegen des Himmels,
„Und dieſe Juwelen ſind dein!“ —

Auf den Höh'n wie rauſchten die Blätter!
Ein prächtiger Hirſch erſchien,
Schneeweiß, vielzackig, und legte
Sich neben Notburga hin.

Da ſtieg ſie auf ſeinen Rücken,
Hielt am Geweihe ſich feſt,
Und wurde von hinnen getragen,
Wie Blüthen vom Frühlingsweſt.

Ihr Diener ſah's, wie hinüber
So leicht an den Gegenſtrand
Der Schneehirſch rudert' und drüben
Mit ſeiner Beute verſchwand.

Der König ſandte wol Boten
In frühſter Dämmerung aus;
Sie ſtreiften und ſchweiften und ſpähten,
Und kehrten allein nach Haus.

Doch rannte Mittags der Schneehirſch
Auf Hornberg zu betteln nicht ſcheu,
Und neigte ſein Haupt, bis Thomas
Ihm Brot ſteckt' an ſein Geweih.

Dann ſprang er zur düſtern Höle,
Notburga zu ſpeiſen, fort.
So fordert er täglich Beköſtung.
Deß wunderten Alle ſich dort.

Lang ſchwieg der getreue Thomas;
Doch, als ſich das Wunder begab
Vorm König, zwang dieſer dem Alten
Das fromme Geheimniß ab.

Er wählte den jüngſten der Renner,
Und flog mit dem Hirſche dahin,
Und ſchwamm auch den Fluß hinüber.
Die Höle des Waldes erſchien.

Er fand ſein Töchterlein betend;
Sie lag vor'm Kreuz auf den Knie'n,
Und neben ſie legte freundlich
Der Hirſch ihr Mittagbrod hin.

Der Vater erſchrack im Herzen
Ob der todtenblaſſen Geſtalt,
Erkannte nur mählig die Züge,
Jedoch ermannte ſich bald.

„Notburga du ſollſt nach Hornberg
„In's Schloß der Ahnen zurück!“ —
Nein! — Gott gelobt' ich mein leben,
Und ſuche kein Erdenglück.

Da zog er im Grimm und zerrte;
Sie hielt am Kreuze ſich feſt.
Da blieb in der Rechten ihm — Wehe! —
Ihr Arm, vom Leibe gelöst.

Wie griff ihn unſägliches Grauſen!
Er floh — und Notburga ſtarb,
Die längſt den Ruf in der Gegend
Als Heilige ſich erwarb.

Die Engel kamen und trugen
Die Seel' in das Himmelreich,
Und ſchmückten im Herbſt ohne Blumen
Die Leiche mit Roſen reich.

Zwey ſchneeweiß glänzende Roſſe,
Noch fremde für Joch und Ruf,
Sie trugen den Fluß Sie hinüber,
Und netzten doch keinen Huf.

Die Glocken der nahen Thürme
Erhoben von ſelbſt ein Geläut.
Ein Grab wurd' in der Kapelle
St. Michael Ihr geweiht.

Im Dorf Hochhauſen am Neccar
Iſt jezt noch, in Stein gehau'n,
Das Bild der heil'gen Notburga
In dortiger Kirche zu ſchau'n.

Auch wird die Notburga-Höle,
Den Kindern ſogar bekannt,
Noch heute beſucht von Pilgern,
Und Jungfrau-Höle genannt.

Haug.

## Legende
### der heiligen Catharina. *)

Zu den Zeiten des Kaiſers Maxentius gab es einen König in Cypern, der hieß Coſtus; er hatte eine einige Tochter mit Namen Catharina, die war ſchön, weiſe und tugendhaft. Schon in ihrem ſechſten Jahre gieng ſie in die Schule und ward Meiſterin in aller Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft. Wie ſie dreyzehn Jahr alt war, berief der Kaiſer ihren Vater nach Conſtantinopel; Coſtus gehorchte mit Ehrerbietung, nahm ſeine Frau und Tochter mit ſich, und verweilte dort eine geraume Zeit. Endlich aber zog er wieder heim nach Cypern und ſtarb daſelbſt nicht lange darauf. Die Königinn und ihre Tochter waren nun ſehr betrübt, der Kaiſer aber gedachte oft an Catharina, ihre Schönheit und

*) Ihr iſt vormals auch bei uns namentlich der Hoſpital zu Eßlingen, wie der zu Stuttgardt geweiht worden. Das Wappen des erſtern enthält noch die ihr angedrohte Todesart (mit dem Rad). Die Catharinen Linde auf der Höhe zwiſchen Uhlbach und Eßlingen trägt ebenf. ihren Namen. Obige Erzählung iſt nach einem Straſb. Legendenbuch v. J. 1517.

tugendreiches Weſen, und da ſie Erbinn war von ihres Vaters Landen, ſo ſchickte er ihr Botſchaft und begehrte ſie für ſeinen Sohn zur Ehe. Wie die Königinn ſolches Catharinen hinterbrachte, ſchaute dieſe in einen Spiegel und ihre eigne Schönheit erblickend, ſprach ſie: „ich nehme wohl wahr, daß ich ſchöner bin als alle Jungfrauen der Kaiſerſtadt, darum will ich auch keinen Mann nehmen, er ſey denn ſo edel, ſchön, weiſe und reich wie ich; dieſe vier Dinge finde ich aber an des Kaiſers Sohn nicht. Uebertrifft er mich an Adel, ſo ſtehe ich über ihm an Weisheit und Schönheit.“ Wie die Königinn dieſe Rede vernahm, fürchtete ſie des Kaiſers Zorn und betrübte ſich ſehr. Nun lebte aber in ihrer Nähe ein reicher Mann, der ſahe ihre Betrübniß und fragte ſie, was ihr fehle? da ſagte ſie ihm, wie ſied es Kaiſers Ungnade fürchte um deß weil ihre Tochter abgeſchlagen habe ſeines Sohnes Gemahl zu werden. Der Mann gab ihr Recht in ihrer Furcht und rieth ihr im Wald zu einem Einſiedel zu gehen und ſeinen Rath zu erfragen. Das that die Königinn, und wie ſie ſamt ihrer Tochter zu dem Einſiedel kam, weiſſagte er ihr große Dinge, welche Catharina durch die Gnade des heiligen Geiſtes ſollte wirken. Catharina aber erzählte ihm, daß ſie keinen Mann nehmen wollte, er ſei denn begabt mit den vier Dingen, Schönheit, Adel, Reich-

thum und Weisheit. Da ſprach der Einſiedel zu ihr: willt du glauben an unſern Herrn Jeſum Chriſtum, ihm mit Eifer dienen und ſeine Taufe empfangen, ſo gewinnſt du in ihm einen Gemahl, der wohl der ſchönſte iſt, der adelichſte, reichſte und weiſeſte, vor Allen auf Erden, ja der die Erde gemacht hat und den Erdkreis regieret. Da rief die Jungfrau mit entbranntem Herzen: O welch eine ſeelige Tochter wäre ich, wenn ich mir könnte dieſen Bräutigam gewinnen! — Da brachte der Einſiedel ein Gemählde herbei, das ſtellte die heilge Jungfrau dar mit ihrem göttlichen Sohne, und er ſprach zu ihr: zu dem Sohn kannſt du nur gelangen durch ſeine geliebte Mutter; darum rufe ſie an mit Wachen, Faſten und Gebet. Katharina kehrte heim mit dem Bilde des göttlichen Kindes in ihrem Herzen und that voll frommen Eifers wie der Einſiedel gebot.

Nachdem ſie nun etliche Tage in ſolcher ſtrengen Uebung verharrt hatte, ward ſie in einen Schlummer verzückt, und ihr erſchien die liebende Mutter mit ihrem göttlichen Sohn. Wie da Catharina ihr Auge auf ihn heftete, wendete er ſein Antliz abwärts und wollte ſie nicht ſehen. Das betrübte die Jungfrau unendlich ſehr; ſie flehte ſeine göttliche Mutter um ihr Vorwort,

daß er ſein Antliz doch möchte zu ihr wenden; dieſe bat ihn darum, er aber verſagte es und ſezte hinzu: ſie wäre in vier Dingen ihm nicht gleich. Sehr ſtraurig ſezte nun Katharine ihre Uebungen fort, bis ihr in einer andern Nacht unſre Fraue wieder erſchien und ihr Rath gab hin zu ziehen zu dem Einſiedel in den Wald und von ihm die heilige Taufe zu empfahn. Das that die Jungfrau und eilte mit ihrer Mutter zu dem Einſiedel, ließen ſich taufen, und lobeten Gott. Wie ſie darauf wieder entſchlief in der Stunde der Nachtruhe, da erſchien ihr abermal die Jungfrau mit ihrem Sohne, in königlicher Herrlichkeit und himmliſchem Glanz. Dieſesmal ſahe ſie ſein Antliz klärlich und inniglich und er redete mit ihr von der Gemahlſchaft, und ſteckte ihr ein goldnes Ringlein an ihren Finger und ſprach: O meine geliebte Catharine, ich will mich mit dir in deinem Glauben vermählen. *) Wie Catharina erwachte, fand

*) Dieſer Traum oder dieſe Viſion, wie ihn die Kirche nennt, gab mehreren Mahlern den Vorwurf zu Gemählden, vor allen iſt ein ſolches von Parmegianino berühmt, in welchem die Schwärmerei der Andacht in Catharinens kaum den Kinderjahren entwachſener Schönheit neben der reinen Kindergeſtalt des göttlichen Knabens und der reifen Schönheit der Mutter, einen entzückenden Anblick gewähret.

ſie den Ring an ihrem Finger und erkannte, daß ſie im Traume die Wahrheit erlebt hatte.

Fortan diente ſie ihrem Gemahl mit eifrigem Fleiß; ſie legte die heidniſchen Gebräuche ab und entſagte den Götzen, ſie lebte keuſch und tugendſam in einer wahren Vermählung des Glaubens mit ihrem himmliſchen Gemahl. Da ſtarb ihre Mutter. Nun ordnete ſie alles weislich in ihrem Lande, verkaufte alle ihre Güter und behielt nur zur Nothdurft. Da geſchah es daß Maxentius einen Befehl ausſchrieb, daß Jedermann den Göttern ſollte opfern. Es entſtand nun ein großes Wallfahrten auf den Gaſſen und feſtlich Getön um die Tempel; das vernahm Catharina in ihrem Pallaſt, der nicht weit war von dem Tempel und fragte nach deſſen Bedeutung? Wie man ihr berichtete, erſchrack ſie ſehr, nahm einen Theil ihres Geſindes mit ſich, bezeichnete ſich mit dem Zeichen des heil. Kreuzes, empfahl ſich dem Schutz der göttlichen Mutter und ging hin in den Tempel, wo Maxentius neben den Götzen ſaß. Alles Volk wich ehrerbietig aus, und ſie nahte ſich dem Kaiſer und ſprach: „Deiner Ehre und Würde käme es wohl zu, daß ich dir Ehrfurcht erzeigte, wenn dein Herz dabei gut wäre und du Gott erkennteſt und ihm dienteſt. Allein du ehreſt die Götzen und dieneſt

den Geiſtern des Abgrunds. Du haſt Kraft deiner Herrſchaft das Volk hier verſammelt, Thorheit zu begehen; willt du deinen Sinn nun ändern, ſo ſehe dich um und nimm wahr, wie es nicht dieſe Götzen ſind die da Himmel und Erde geſchaffen, und wie die Sonne nicht leuchtet und das Firmament von Sternen erglänzt von ihrer Macht.“ Und ſie ſagte ihm noch vieles vor, worauf ihm die Antwort gebrach. Wie aber der Götzendiener Opfer vollbracht war, ſprach er zu ihr: weß Geſchlechts biſt du? denn die Wohlgeſtalt deiner Züge ſagt mir, daß du hochgeboren ſeyn mußt. — Ich bin Coſtus Tochter, antwortete ſie, und meine Mutter war eine Königin; doch es iſt niemand edel, als der tugendhaft iſt, und adelig geboren dazu.“ Der Kaiſer befahl die Jungfrau an ſeinem Hofe zu behalten und ſchickte Boten aus, die mußten die weiſeſten Männer berufen, und es verſammelten ſich deren fünfzig, die waren weiſer als alle Weiſen im Lande. Deß freute ſich der Kaiſer und hoffte feſt, Catharine von ihrem Glauben zu bekehren. Es iſt eine Jungfrau unter uns, ſprach er zu ihnen, die ſagt, unſre Götter ſeyen böſe Geiſter, und glaubt an einen einigen Gott. Gelingt es euch, ſie von ihrem Glauben zu wenden, ſo erwartet euch reichlicher Lohn. — Da ſprach einer:

warum hat man doch um derentwillen ſo viele weiſe Meiſter verſammelt, da der Geringſte unter uns zu dieſem Geſchäfte wohl hinreicht? Am Abend deſſelben Tages ſagte man zu Catharinen: die Meiſter wollten mit ihr disputiren. Da kniete ſie nieder im Gebet und ſprach: „O göttliche Weisheit ſtehe mir heute bei! ſiehe ich liebte dich allezeit, gib mir heute dein Wort in meinen Mund, daß ich das Beſte rede; denn von mir ſelbſt vermag ich es nicht. Gib daß meine Rede gut ſey und ich ihre Herzen bekehre." — Da erſchien ihr der ſtarke Erzengel Michael, der Hüter der Seelen, und ſprach ihr Troſt zu und ſagte: faſſe Muth, denn alle die mit dir ſtreiten wollen, werden ſich zu dem Herrn bekehren, und werden Blutzeugen ſeyn zu ſeiner Ehre. — Catharine lobte den Herrn, zeichnete das Zeichen des Friedens auf ihre Stirn und ging muthig den Meiſtern entgegen. Und der Geiſt ihres himmliſchen Ehegemahls ſchwebte auf ihren Lippen, und ſein heiliger Geiſt machte ihre Zunge beredt, daß die Meiſter zu dem Kaiſer traten und ſprachen: wahrlich du müßteſt deinen Götzen mit beſſern Wundern bewähren, ſonſt wenden wir uns zu dem Glauben, den uns die Jungfrau gelehrt hat. — Das ergrimmte des Kaiſers Zorn, und er tobte und ſprach: wie ſeyd ihr ſo thörigt, daß

eine junge Jungfrau euch überreden mag? — Darauf befahl er auf dem Marktplatz ein großes Feuer zu errichten und die Meiſter zu verbrennen. Dieſe aber hörten es gerne und klagten nur zur heiligen Catharina: du edle Gottesbraut, ſollen wir denn nicht getauft werden? Ach das iſt uns großes Leid! — Sie antwortete: „ihr ſtarken Streiter Chriſti, euer Blut ſoll euch taufen in den Flammen. Seyd nur ſtark in dem Glauben und die ewige Freude erwartet euch.“ — Die Meiſter kreuzten ſich und ſtiegen feſten Fußes auf den Holzſtoß. Aber Gott that ein Wunder an ihnen, denn er nahm ihre Seele von ihnen, ohne daß die Flamme ihren Leichnam verbrannte; dieſer blieb unverſehrt und ihr Antlitz friſch wie eine Roſe. Da erſtaunte das Volk und viele wurden bekehrt.

Wie die fünzig Meiſter getödtet waren, ließ der Kaiſer Catharina vor ſich kommen und ſprach zu ihr: O du ſchöne Magd, ſchone deiner Jugend! laß deinen Unglauben, ſo will ich ein Bild machen laſſen das dir gleicht, das Volk ſoll deine Schönheit anbeten und du ſollſt nach meinem kaiſerlichen Gemahl die Gewaltigſte ſeyn. — Darauf ſagte ſie aber: „dieſe Worte ſind alle umſonſt! ich habe mir Chriſto zum Gemahle

gewählt, dieſem allein habe ich mein Leben gewidmet.“ — Darüber erzürnte der Kaiſer gar ſehr; er ließ ſie an eine Säule binden und den ſchönen Leib, deſſen Abbild er der Anbetung wollte ausſtellen, mit Ruthen zerhauen, und ließ ſie in einen Kerker werfen und zwölf Tage lang die Nahrung entziehen. Gott ſandte ihr aber alle Tage eine weiße Taube, die brachte ihr Speiſe und ſandte ihr ſeine Engel, die ſie tröſteten. In dieſer Zeit mußte der Kaiſer verreiſen; die Kaiſerin nahm ſolche wahr, begab ſich zu Porphirio, dem Hauptmann von zweihundert Rittern, welcher Catharina im Beſchluß hielt, ſie forderte zu ihr gelaſſen zu werden, und ſagte, daß ſie viel von ihr gelitten habe im Traume. Wie aber die Kaiſerin mit Porphirio in ihren Kerker trat, ſaßen viele ſchöne Engel bei ihr mit glänzenden Kronen, und ſie fanden Catharinens Wunden geheilt durch den Balſam, den ihr dieſe Engel gebracht, von dem noch das Gemach mit Wohlgeruche erfüllt war. Catharina empfing aber die Kommenden mit den Worten: „O meine Freunde! Gott hat euch auserſehen ſeine Zeugen zu ſeyn und euer Blut für ihn zu vergießen.“ Und damit nahm ſie die Krone vom Haupt eines der Engel, ſetzte ſie auf der Kaiſerin Haupt und ſagte: „freue dich! denn in drei Tagen wirſt du in den Himmel

erhoben.“ Auch den Porphirio ſtärkte ſie durch Lehre und Tröſtung, ſo daß er zu ſeinen Rittern zurückkehrend viele derſelben zu dem wahren Glauben gewann. Nachdem der Kaiſer von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war, ließ er Catharina wieder vor ſich führen und war ſehr erſtaunt, wie er ſah, daß Hunger und Peinigung ihre Schönheit nicht verderbt hatten — denn er wußte nicht von der Hülfe, ſo Gott ihr geſendet. Er drohte ihr aufs neue, und wie ſie bei ihrem Glauben beharrte, ließ er ein furchtbares Rad machen mit eiſernen Meſſern, das ſie zu zerreißen beſtimmt war. Wie Catharina dieſe Zurüſtung ſah, rief ſie ihren himmliſchen Gemahl an, daß er ſie errette. Das that er auch treulich; denn es fiel ein gewaltiger Donnerſchlag und das furchtbare Rad zerſprang und flogen die ſcharfen Eiſen unter das Volk und tödteten deſſen eine große Menge. Da ſprach die Kaiſerin zu ihrem Gemahl: wie lange willt du dem wahren Gott widerſtehen? du vernimmſt doch ſeine große Gewalt. — Daraus vernahm er wohl, daß ſie eine Chriſtin war, und er erzürnte ſehr und ſchickte ſie zum Tode. Wie es aber daran war, daß man ihr das Haupt abſchlagen wollte, rief ſie zu Catharinen: bitte zu Gott, daß er meine Seele empfange! — Dieſe tröſtete ſie und ſprach: „dir wird für einen armen Tod

ein reiches Leben, und für den grauſamen Gemahl, der dich tödtet, ein liebender Jeſus, der dir die ewige Herrlichkeit giebt.“ Wie ſie darauf freudig den Tod erlitten, begab ſich Porphirio zur Richtſtatt, nahm ihren Leichnam auf ſeine Arme, trug ihn an einen einſamen Ort und begrub ihn. Darüber wüthete der Kaiſer, wollte wiſſen, wer den Leichnam begraben, und vergoß viel unſchuldiges Blutes, um es zu erfahren. Wie Porphirio das hörte, ſtellte er ſich vor den Kaiſer und ſagte: wiſſe, ich habe den Leichnam auf meinen Armen fortgetragen und habe ihn begraben. Nun ließ der Kaiſer die zweihundert Ritter ſeiner Genoſſenſchaft kommen und fragte ſie: ſagt, wie iſt euer Herr zu dem unrechten Glauben gekommen? — ſie aber antworteten: unſer Herr und wir, haben den rechten Glauben angenommen, den Glauben an Jeſus Chriſtus, den wahren Gott; um ihm zu Liebe wollen wir leiden, was dein Wille gebeut. Da ließ der Kaiſer ſie alle enthaupten. Nachher berief er Catharina wieder vor ſich und ſagte ihr: daß ich mein Weib verloren habe und meine Ritter, das iſt deine Schuld, und darum werde dir nun ſchmählicher Tod. Wie ſie an die Richtſtätte ankam, bat ſie um Friſt zum Gebet, kniete nieder, hob Augen und Hände gen Himmel und betete inniglich: „O du

mein himmliſcher Gemahl, der du mich ſtärkteſt in Leiden, ſtärke mich nun auch im Tode; ſtärke auch die nach mir leiden werden, damit ſie ſiegen über die Verſuchung zu leben, und nimm meine Seele zu dir.“ — Da ſchallte eine Stimme vom Himmel und ſprach: komm meine Tochter, komm mein Gemahl! die Pforte des Himmels ſteht dir offen, dein Brautbett iſt bereitet, und alle, für welche du Hülfe begehrteſt, ſollen Hülfe empfahen. — Auf dieſe Worte ward ihre Seele getroſt; ſie neigte willig ihren Hals dar und das Schwert des Henkers ſchlug ihr das Haupt ab. Da geſchahe aber ein groſses Wunder, denn ſtatt des Blutes entfloß ihrem Leichname lautere Milch, ſo daß der Raſen an demſelben Platz von Milch ganz benetzt war, und wie das Volk umher ſtand und erſtaunte, und die Henker ſich nicht nahen mogten, den Leichnam zu berühren, da ſtiegen Engel vom Himmel herab und trugen den Leichnam durch die Lüfte, und begruben ihn auf dem Berg Sinai, wo gläubige Pilger ihr Grabmal noch ſehen bis zu dem heutigen Tag. Aber das Beiſpiel ihrer Treue und ihres Blutzeugniſſes von dem Glauben an Chriſto erweckte viele Seelen zum Bekenntniß der wahren Lehre, und ſtärkte viele in Leiden und Tod.

Thereſe Huber.

## I.

# Die Beißwanger Capelle.

Die Ritter von dem Roſenſtein,
Sie ritten aus beim Sonnenſchein,
Sie ritten aus mit ihren Knappen,
Wenn mit den düſtern Nebelkappen
Die Berge regendurſtig nickten,
Und in die Ebne finſter blickten;
Ja, wenn das Wetter blitzt' und kracht',
Sie ritten aus bei ſchwarzer Nacht:
Denn immer war der Fang gelungen,
Wenn durch die ſtillen Niederungen
Ein Wandersmann, ein Kaufherr zog,
Und ſichre Farth die Straße log.
Jetzt zogen ſie an einem Morgen,
Noch war die Welt in Schlaf geborgen,
Von ihren hohen Felſen aus,
Zur Ebne nach dem Gotteshaus.
Das hob ſich aus den grünen Matten,

In einer Linde kühlem Schatten,
Als fürchtet es umrankt mit Laub,
Von keiner Seite Hohn und Raub.
Es hiengen an den ſchmucken Wänden,
Geſtiftet rings von frommen Händen,
Die Weihgeſchenke ſilbern, golden,
Marien dargebracht der holden,
Dem Gläubigen zur Augenweide,
Dem Räuber zur geheimen Freude.
Dahin lenkt ſich der Ritter Zug.
So raſch gieng nie der Pferde Flug:
Der Boden iſt ſo feſt und trocken,
Die goldnen Sonnenſtrahlen locken,
Und höhnend ſpricht die freche Schaar:
„Wie iſt der Himmel hell und klar!
Unendlich wolkenlos und blau!
Maria winkt, die ſchöne Frau,
Dort aus der Fenſter Glanz verſtohlen,
Die Gaben ihrer Gunſt zu holen!“

Ein einzig Silberwölklein helle
Schwebt lächelnd über der Capelle:
Die Reiter flügeln ihren Lauf,
Die kleine Wolke ſteiget auf—

Erſt duftig in der Sonne Lichte,
Drauf ſich entfaltend Schicht' auf Schichte.
Sie traben an, von Glut ermattet,
Da fühlen ſie ſich jäh beſchattet,
Die Sonn' iſt hin, die Wolke grau
Läuft über in des Himmels Blau.
„Was iſt's? Noch ſchreckt uns nie ein Regen!
Dort winkt uns die Capell' entgegen!"
Sie ſprengen rüſtig an zum Ziele;
Herab vom Roß. Hin geht's zur Diele.
Sie treten zu den Hallen ein,
Des Silbers winkt, des Goldes Schein,
Die Jungfrau ſehn ſie, in der feuchten
Geſteine Glanz entgegen leuchten,
Ausſtrecken ſie die freche Hand —
Da zückt es durch die Deckenwand,
Ein einz'ger Blitzſtrahl fährt hernieder;
Die gold'gen Wände leuchten wieder,
Die ganze Wolke rauſcht herein,
Ein Regenguß durch Wand und Stein;
Er ſchwemmt der wilden Räuber Leichen,
Begleitet von des Donners Streichen,
Fort aus dem Heiligthum mit Macht,
Da leuchtet neu der Sonne Pracht,

Da lacht das Feld verklärt, erneuet
Die ganze Schöpfung ſteht erfreuet;
Es wölbt ein ſeel'ges Himmelblau
Sich über den geſchirmten Bau.

---

## II.

### Der Hohlenſtein, bei Nürtingen.

Hoch droben bei dem Dörflein Hark
Man noch ein Felſenloch gewahrt;
Es iſt im tiefen Wald gelegen,
Ab von den Feldern und den Wegen;
Es trennt der Stein ſich in zwei Falten
Als hätt' ihn Sturm und Bliß geſpalten,
Er ſcheint für Fuchs und Eul' allein
Ein trüb unheimlich Haus zu ſeyn.
Doch iſt es bald dreihundert Jahr,
Daß ward zum Fürſtenſchloß er gar
Da ſtand in ihm das Haupt gebückt,
Den Rücken an die Wand gedrückt,
Die Arme knapp ins Kreuz geſchlagen,
Schon ſeit zwei Nächten und zwei Tagen

Ulrich, der Herr vom ganzen Land,
Hatt' nichts, als dieſe Felſenwand.
Die Bündler hatten ihn vertrieben,
Sind auf den Ferſen ihm geblieben,
Und hätt' ihn nicht der Felſenſpalt,
Und der verwachsne Buchenwald
In ſeine dunkle Hut genommen,
Er wär' ums Leben auch gekommen.
So aber zogen mit Geſchrei
Und wildem Fluchen ſie vorbei,
Und als es nun den müden Fürſten
Begann zu hungern und zu dürſten,
Fing er zu klagen an und beten,
Ob ihn der Herr nicht gnug zertreten,
Hätt' es der ſchmale Raum erlaubt,
Er wär' gekniet mit bloſem Haupt.
Da rauſcht' es in den nahen Zweigen,
Zwei Männer ſieht er niederſteigen.
Nicht Feinde ſind es, ſey getroſt!
'S iſt guter Unterthanen Troſt!
Sie kommen nicht zu fahn, zu lauern,
Es ſind vom alten Schlage Bauern,
Von denen Eberhard im Bart
Gerühmt die ächte Landesart,

Daß ihrem Schoos all Nacht ohn' Grauen
Sein fürſtlich Haupt er wollt' vertrauen.
Wie die den Herzog hier erfunden,
(Sie wiſſen nicht, wen ſie gefunden),
Ins Dörflein führen ſie ihn gern,
Als einen arm verirrten Herrn.
Sie koſen traulich mancherhande,
Wie's gute Sitt' im Schwabenlande.
Sie klagen von den harten Tagen,
Und wie das Land ſey ſchwer geſchlagen,
Der Herzog flüchtig und verbannt: —
Doch der wohl hätt's verdient ums Land,
Mit Steuern und mit wildem Jagen
Thät' er es unaufhörlich plagen;
Bis endlich Gott der Herr ihn lehrt',
Daß ihm's nicht alſo ganz gehört!

Der Herzog ſchamroth ſah zur Erden,
Er ſprach: das ſoll ſchon anders werden!
Sie aber ſagen drauf mit Lachen:
„Er wird es doch nicht beſſer machen,
Und wenn er's in der Noth verſpricht,
Kommt er nur wieder, hält er's nicht!“

Derweil ſind ſie in's Dorf gekommen;
Und haben ihn ins Haus genommen;
Er drückt und bückt ſich durch die Thür,
Doch kommt ihm alles köſtlich für.
Wie ſchmeckt die harte Bank ihm, hei!
Wie mundet ihm der ſchwarze Brei!
Er nimmt vom alten Schranke dort
Das neue deutſche Bibelwort,
Er lieſt in Andacht die Propheten
Von Fürſtenſtraf' und Volkesnöthen;
Und wie er drauf ſich macht davon,
Spricht er: Gott euch für jetzt belohn',
Daß ihr den Ulrich mochtet ſpeiſen,
Und ihm ſein Regiment verweiſen.
Er eilt hinaus ſie glaubens kaum,
Und war es ihnen lang ein Traum;
Doch als das Land ward wiederbracht,
Sind ſie gar fröhlich aufgewacht;
Mit Kriegsdienſt, Steuern, böſen Frohnen
Hieß er das ganze Dorf verſchonen,
Doch ward der Türk' im Reich erblickt,
Da hat es einen Mann geſchickt,

Und gegen die Franzoſen neulich *)
Da ſchickt es mehr als Einen treulich.

Alſo hat ſeit dreihundert Jahren
Das Dörflein Hart es wohl erfahren,
Daß es den Herzog auf der Flucht
Gerettet aus der Felſenſchlucht.

Guſtav Schwab.

---

*) Die Freiheiten dieſes Weilers ſollen, weil ſich keine ſchriftliche Dokumente vorfanden, von der vorigen Regierung aufgehoben worden ſeyn.

# Die Burg Windeck.

Vier Stunden von Baden, über dem anmuthigen Thale, in welchem die Heilquellen der Hub hervorſprudeln, erheben ſich, auf einem ziemlich ſteilen Bergrand, die Thürme der Burg Altwindeck. Das Geſchlecht der Herren von Windeck war reich und mächtig im alten Mortingau und ihre Beſitzungen erſtreckten ſich bis ins benachbarte Elſaß. Sie hatten noch Burgen zu Lauf und im Bühlerthal. Schon im zwölften Jahrhundert waren ſie Schirmvögte der damals reichen Abtei Schwarzach. Als ſolche erſcheinen Albert und Bertold von Windeck in einer Urkunde von 1224, und Kolb hat darin unrecht, Wilhelm von Windeck, der 1235 dem Turnier zu Würzburg beiwohnte, als den älteſten dieſes Stammes, deſſen die Geſchichte gedenkt, anzuführen.

Die Windecker theilten ſich bald in drei Zweige, woher manche Veräußerungen entſtanden. Schon im Jahr 1309 kaufte Markgraf Rudolph III. von Eberlin von Windeck die Stadt Stollhofen nebſt den benachbarten Dörfern Söllingen und Hügelsheim. Früher, 1270, hatten Otto von Eberſtein und Reinbold von Windeck die Wallfahrtskirche zu der Linde, an der Heerſtraße bei Ottersweier, erbaut und reichlich begabt.

Im Streite Markgraf Rudolphs mit der Stadt Straßburg wegen Zollfreiheit und Schifffahrt auf dem Rhein wurde Bruno von Windeck zum Schiedsrichter angenommen.

Im Jahr 1370 wurde Reinhard von Windeck mit der Stadt Strasburg in eine ſchwere Fehde verwickelt. Der Domprobſt zu Strasburg, ein Graf von Kiburg, ließ den dortigen Dechant, aus dem Hauſe Ochſenſtein, gefänglich niederwerfen, und zur Haft nach Windeck bringen. Die Strasburger nahmen ſich des Dechants an, und zogen mit ſtarker Macht vor die Burg, der ſie jedoch nichts anhaben konnten. Darum überfielen ſie die Beſitzungen der Windecker, beſonders

im Bühlerthal, und zerſtörten mit Feuer und Schwert ſo weit ihr Zug ging. Reinhard vergalt jedoch mit gleichem Maaß; er überzog bald darauf das Gebiet der Stadt Strasburg, und fügte dem offenen-Lande großen Schaden zu.

Derſelbe Reinhard gehörte zum Bund der Martinsvögel, welche 1367. auf Anſtiften der Eberſteiner, den Grafen Eberhard von Würtemberg in Wildbad aufzuheben ſuchten.

Der letzte der Windecker war Jakob, Obriſtlieutenant im Regiment Granwell. Er blieb in Frankreich, im Zuge Herzog Wolfgangs des Pfalzgrafen, im Jahr 1592.

Von der alten Burg ſind jetzt nur noch zwei große Thürme übrig und einiges Mauerwerk. Die Lage iſt eine der ſchönſten. Aus den Ruinen überblickt man einen großen Theil des fruchtbaren Rheinthals bis zu den Vogeſen hin, und beſonders tritt Strasburg (7 Stunden von da) mit ſeinem herrlichen Münſter recht deutlich hervor. Die Rückſeite des Berges iſt mit Tannen beſetzt, der ſüdliche Abhang mit Weinre-

ben. Neben den Ruinen ſteht ein Förſtershaus und die Wohnung des Winzers.

Aus der Zeit des Krieges der Windecker mit den Strasburgern hat ſich eine gar anmuthige Sage erhalten, die wir den Leſern des Taſchenbuchs mittheilen wollen.

---

## Der Hennegraben.

Nicht weit von der Burg Windeck liegt eine Meierei, der Hennegraben genannt. Zwiſchen den fröhlich grünenden Weinreben und den hohen, dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Vorwerk des Schloſſes herzog. Zur Zeit, als der Dechant an der Domkirche zu Straßburg auf Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfshag, in einer Mooshütte eine hochbetagte Frau, welche von den Umwohnern das Waldweiblein genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge

und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere des Forſtes thaten ihr nichts zu leid, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tags ſaß die Alte vor ihrer Hütte, da kamen zwei wunderſchöne Knaben des Wegs daher. Sie waren müde und traurig, und fragten nach dem Wege zu der Burg. Die Alte hieß ſie freundlich willkommen, und gab ihnen Obſt und Brod zur Erquickung. Der jüngere, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ ſichs wohlſchmecken, aber der ältere, der zwiſchen ſechszehn und achtzehn ſtehen mochte, hielt niedergeſchlagen ſeinen Apfel in der Hand, und Thränen traten ihm in die Augen. Er ſuchte ſie jedoch zu verbergen, und ging zu dem nahen Felſenbrünnlein, und wuſch ſich das Geſicht mit dem klaren, friſchen Bergwaſſer. Wie die Roſe, die der Thau erfriſcht hat, ſo glänzten jetzt ſeine Wangen im blühenden Jugendroth und das Waldweiblein ſchaute ihn wohlgefällig an und ſagte: Du biſt gewiß kein Knabe, ſondern eine Jungfrau, aber habt Vertrauen zu mir, Kinder, und ſagt mir,

wo eure Eltern wohnen, und was euer Begehren auf Windeck iſt?

Die Kinder fiengen beide zu weinen an, und das älteſte erwiederte:

Wohl bin ich ein Mägdlein, und heiße Imma von Erſtein, und dieß iſt mein Bruder. Unſer Ohm, der Dechant von Strasburg, hat uns bis jezt väterlich erzogen, und nun liegt er da oben auf der Burg gefangen, und wir wollen den Burgherrn bitten, daß er ihn frei gebe.

Bringt ihr dann Löſegeld? fragte die Alte.

Ach, antwortete die Jungfrau; indem ſie ein diamantenes Kreuz aus dem Buſen zog: ich habe nichts, als dieſes, aber wir wollen den Windecker bitten, daß er uns als Geiſſel behalte, bis der Ohm ſich gelößt haben wird.

Nun ſo will ich den Dechant loskaufen, ſagte das Waldweiblein und ſtreichelte der Jungfrau die Locken aus dem Geſicht. Hört mich Kinder. Die Strasbur-

ger werden eheſtens anrücken und die Burg belagern. Noch dieſe Nacht hab ich zwei Kundſchafter belauert, die ſich hier im Dickigt verſteckt hatten. Sie hatten die Gelegenheit der Burg gut ausgeſpäht und beſonders die ſchwache Seite bemerkt, drüben am Tannenwald, wo das ſteinerne Todtenkreuz ſteht. Geht hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck und ſagt ihm, er ſolle dort eilig einen tiefen Graben auswerfen laſſen, und noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten ſchon in dieſer Nacht heranziehen.

Aber wird der Ritter auch unſern Ohm freigeben, fragten die Kinder?

Ich gebe euch ja ein Löſegeld, erwiederte die Alte. Sie klatſchte jezt in die Hände, und von allen Seiten flogen und trippelten ihre weißen Hühner herbei. Sie nahm eine derſelben, und gab ſie Imma mit den Worten: dieſe Henne bring dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dechant von Ochſenſtein freigebe,

Die Kinder ſtaunten ſie verwundert an.

Thut, wie ich ſage, fuhr die Alte fort. Der Ritter ſoll die Henne ſobald die Sonne heut untergegangen

iſt, bei dem Kreuze niederſetzen, wo die Feinde den Angriff machen wollen. Er hat auf ſeiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch tief und breit genug machen zu laſſen — meine gute Henne aber wirds zu Stande bringen. Bei dieſen Worten ſtreichelte ſie das Thier, und ſang, in leiſen, kaum vernehmlichen Tönen:

Hör, was ich ſag,
Wenn ſich neigt der Tag,
Wenn die Eule ſchreit,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt ſcharren die Erd heraus,
Bis zu des Todten = Haus,
Bis zu dem Heldenſchwert,
Welches kein Roſt verzehrt.
Geh, und vor Mitternacht
Sey noch das Werk vollbracht.

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen, aber die Alte war ſo freundlich und treuherzig, daß ſie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeſte Furcht, und freute ſich ſogar des wunderbaren Schauſpiels, welches die Henne ihm geben ſollte. Sie

hatten kaum die Hälfte des Bergs erſtiegen, auf deſſen Spitze die Burg liegt, als ihnen ein junger Ritter entgegen kam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich der ſtille Ernſt in ſeinem Weſen die Jungfrau ein wenig erſchreckte, ſo benahm ihr doch bald der milde Ton ſeiner Stimme alle Beſorgniß.

Auf ſeine Frage, wer ſie ſeyen, und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, antwortete Imma:

Edler Ritter, ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Strasburg gefangen. Er iſt auch unſer Vater, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben, und uns als Geiſſeln zu behalten.

Der Ritter konnte ſeine Rührung nicht verbergen. Er betrachtete die Kinder, Eins ums Andere, und ſein Blick verweilte zuerſt unwillkührlich auf der weißen Henne, welche Imma trug. Sie erröthete und erzählte, in abgebrochener Rede, was es damit für eine Bewandniß habe.

Der Windecker hörte ihr aufmerkſam zu. Seine Blicke wurden immer forſchender, und die Jungfrau

in ſichtbarer Verwirrung. Ihre Worte waren ohne Zuſammenhang; und ihr Bruder bemerkte es, und wollte einhelfen.

Imma, ſo ſagte die Frau nicht.

Imma erglühte bei dieſer Rede, als ſchlüg ihr eine Flamme ins Antlitz. Edle Jungfrau ſagte der Ritter, in Gottes Geleite ſeyd ihr hierhergekommen, und im Schutz meines Arms ſollt ihr hier weilen und wieder heimkehren, ſobald es euch gefällt. Jetzt kommt, und macht euerm Ohm eine fröhliche Ueberraſchung.

Während Imma und ihr Bruder beim Dechant waren, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanſtalten ſeiner Burg. Wohl kannte er die ſchwache Seite am Tannenwald, und ließ auch bereits ſeit einigen Tagen an einem Graben daſelbſt arbeiten. Allein die Zeit war zu kurz, und die Botſchaft des Waldweibleins war ihm daher höchlich willkommen, und wenn er alle Umſtände überdachte, mußte er großes Vertrauen darein ſetzen. Als die erſten Sternlein am Himmel blinkten, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo ſein Großvater im Zweikampfe gefallen und begraben

worden war. Mit dem Schlag der Mitternachtſtunde begab er ſich wieder an den Ort, und fand, zu ſeinem Erſtaunen, einen tiefen und breiten Graben mit einer Bruſtwehr, und im Sternenſchein blinkte ihm das Schwert ſeines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen mit ins Grab gegeben hatte. Die Henne war verſchwunden. Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran — ſie waren zu einem Sturm gerüſtet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Abſicht, und ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Imma hatte inzwiſchen auf das Herz des Ritters von Windeck einen großen Eindruck gemacht, und die Jungfrau war auch gegen ihn keineswegs gleichgültig. Allein der gefangene Dechant wollte von einer Verbindung zwiſchen beiden nichts hören. Als jedoch der Zwiſt vertragen war, wurde Imma des Windeckers Gattin, und im Münſter zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände in einander.

Der Hennegraben hat den Namen beibehalten, doch die Sage davon ſcheint ſich immer mehr zu verlieren.

Alois Schreiber.

## Legende des heiligen Ulrichs.

(Gelebt im Anfang des zehnten Jahrhunderts.)

---

Der Liebe Herr Sankt Ulrich war von einem hohen und würdigen Geſchlechte geboren; ſein Vater war Hubaldus, Graf von Dillingen und ſeine Mutter, eine Edle von Faymingen aus Burgau; ſie waren reich und edel, aber nach dem Glauben waren ſie noch weit glanzvoller und edler, wie nach der Geburt. Deshalb gab ihnen auch Gott den werthen Sohn Ulrich. Sie empfingen ihn mit Dankesgebet und gaben ihm eine Amme, aber wie viel ſie für ihn ſorgten und herzlich ihn pflegten, nahm es je länger je mehr ab, ſo daß Vater und Mutter ſich des Kindes ſchämten und ſich höchlich betrübten. Wie ſie alſo in der Noth waren, kam ein frommer Pilger Peregrinus genannt, aus fernem Lande; der bat um Herberge bei ihnen.

Sie nahmen ihn gütlich auf, da ihr Haus allezeit dem Armen offen ſtand. Wie dieſer fromme Pilger eines Tages bei Tiſche ſaß, hörte er Sankt Ulrich weinen. Das Kind war damals ſchon zwölf Wochen alt. Der Pilger fragte: weſſen die Stimme ſey? Die Eltern aber ſchämten ſich und antworteten nicht. Da weiſſagte der Pilger: fürwahr! nehmt ihr das Kind nicht von der Bruſt ſeiner Amme, ſo lebt es nicht lange. — Dieſe Worte blieben aber unbeachtet. Ueber Kurzem hörte er das Kind wieder weinen, und ſagte daſſelbe; aber wie er es zum dritten Mal hörte, ſagte er zornig: nehmt ihr das Kind nicht von der Amme, ſo ſtirbt es noch dieſe Nacht, nehmt ihr es aber, ſo bleibt es leben und wächſt zu einem großen Heiligen heran. — Da hörten die Eltern, nahmen das Kind von der Amme, und es ſtärkte ſich wunderbarlich, ward kräftig und ſchön. Deß lobten die Eltern Gott und freuten ſich ſehr.

Das Kind Ulrich liebte aber die Einſamkeit und mochte von kindiſchen Weſen nichts wiſſen; wie das ſeine Verwandten wahrnahmen, empfahlen ſie ihn wackeren Männern zu St. Gallen; in der Zeit waren viele gelehrte und geiſtliche Brüder daſelbſt, die red-

lich und wohl nach der Regel des heiligen Benedict lebten. Dort ſtudirte Sankt Ulrich die ſieben freien Künſte und nahm dergeſtalt an Wiſſenſchaft zu, daß die geiſtlichen Männer ihn oft ermahnten, ihr Mitbruder zu werden. Ulrich wußte ſich aber über dieſes nicht zu berathen, er ging deshalb zu einer frommen Klausnerin, Wibrade mit Namen, die wohnte im Beſchluſſe des Kloſters, und bat ſie um Rath. Wibrade hörte ihn wohl an und forderte von ihm, in drei Tagen wieder zu kehren. In dieſen Tagen bat ſie zu Gott, daß er ihr geben möchte, Ulrich einen guten Rath zu ertheilen. Wie dieſer darauf am dritten Tage wieder zu ihr kam, ſagte ihm Wibrade: du ſollſt keiner der Brüder zu St. Gallen werden; es liegt aber eine Stadt gegen den Aufgang, da theilet ein Waſſer zwei Länder, dort ſollſt du künftiger Biſchof ſeyn. Du wirſt mehr leiden, wie deine Vorgänger, von den Ungarn, Heiden und böſen Chriſten, aber das alles mit Gotteshülfe löblich überwinden. — Ulrich vertraute dieſes ſeinen heimlichen Freunden im Kloſter, letzte ſich mit ihnen in der Stunde des Abſchieds und wanderte nach Dilingen zu ſeinem Vater und Mutter. Darauf ward er empfohlen dem frommen Biſchof Adalbert zu Augsburg; wie dieſer Sankt Ulrich kennen

lernte, daß er ſo ſtark ſey in Glauben, Liebe und Hoffnung zu Gott und ſeinen Mitmenſchen, und ſeine wohlgezierten Sitten erſah, machte er ihn in geiſtlichen und weltlichen Sachen zu ſeinem vertrauteſten Rath auch zu ſeinem Kämmerer (zu jener Zeit Schatzmeiſter). Und Ulrich diente ihm wohl und half ihm treulich ſein Bisthum regieren. Nach einer Zeit zog aber Ulrich nach Rom; der Pabſt Martin empfieng ihn würdig und ſchön, und fragte ihn von wannen er käme und wem er zugehöre? Ulrich berichtete ihn und ſprach: ich bin ein Diener und gelohnter Schüler des Biſchofs Adalbert von Augsburg in deutſchen Landen gelegen. Da antwortete der Pabſt: Lieber Fremdling, laß dichs nicht betrüben, daß ich dir ſage, dieſer Biſchof von Augsburg iſt in jetziger Stunde verſchieden; aber du ſollſt nach göttlicher Ordnung Biſchof von Augsburg werden an ſeiner Statt. — Und darauf ſetzte er noch alles hinzu, was die Klausnerin Wibrade geſagt hatte. Darob erſchrack Sankt Ulrich, denn er gedachte an ſeine Jugend, er war erſt achtzehn Jahr alt und fühlte ſich deſſen nicht würdig, darum empfahl er ſich Gott und ſeinen heiligen Apoſteln, ging nicht wieder zum Pabſt, ſondern entwich von Rom, ging auch nicht zu ſeinen Eltern zurück, ſondern reiste fünf-

zehn Jahre lang von einem Heiligen zum andern, überall Wiſſenſchaft zu lernen und heilige Arbeiten zu thun. Endlich wie er in dem dreiunddreißigſten Jahr war, zog er zu ſeiner Mutter zurück. Inzwiſchen der Zeit war Hiltinus Biſchof von Augsburg geweſen, und der ſtarb, und Sankt Ulrich ward nun einhellig zum Biſchof erwählt, worauf ihm ſeiner Schweſter Sohn, Herzog Burkard, vom König Heinrich die Stiftslehen verſchaffte, weil Ulrich dem König wohl gleich kam an Tugend und Wiſſenſchaft; worauf Ulrich am unſchuldigen Kindleinstag zum Biſchof geweiht ward.

Sobald ſeine Weihe vorüber war, betrachtete Ulrich ernſtlich, mit was für Ehren und Tugenden ein Biſchof geziert ſeyn ſollte, wie er ſeine Unterthanen belehren und das Böſe beſtrafen und keine Zeit ließe unbenützt hingehn. Beſonders war er bemüht die Kirchen und Häuſer der Stadt Augsburg wieder herzuſtellen, die unter ſeinem Vorgänger in grauſame Zerſtörung und Trümmer zerfallen waren. Er fand die Stadt nur mit einer Bretterwand umgeben; da wandte er alle Kräfte an, daß eine ſteinerne Mauer darum her gemacht würde; das Volk um die Stadt her war von den Unglaubigen erſchlagen und verdrängt worden, und was

übrig geblieben, war hungrig, elend und arm. Dieſen kam er nach Vermögen zu Hülfe. Gott ſegnete ſeine Arbeit; er ſah die Stadt wieder erblühen und das Land umher getröſtet, auch ward ihm manches Geſicht, das ihn in Gemeinſchaft verſetzte mit ſeinem heiligen Vorfahr Adelbert und andern Heiligen, die er auf Erden gekannt, und die ſein Verſtändniß eröffneten wohl über manch' zukünftig Begegniß. So geſchah es ihm eine Nacht, wie er auf ſeinem Lager ruhte, daß ihm die heilige Afra erſchien; ſie rief ihm: ſtehe auf und folge mir nach! da führte ſie ihn auf das Lechfeld, wo er Sankt Peter erblickte mit vielen Heiligen, mit denen er hatte im Leben verkehrt und ſie jetzt wieder erkannte, die ſich berathſchlagten über die Drangſale der Völker und der Fürſten Verwirrniß, und ſich erzählten von Arnolph, damals Herzogen in Baiern und im Nordgau, wie er Klöſter und Kirchen zerſtörte und ihre Gülten und Güter ſeinen Lehnsleuten vertheilte. Und Ulrich erblickte zween Schwerter vor Sankt Peter, eines ohne Handgriff und eines mit demſelben; der heilige Zwölfbote zeigte dieſe Schwerter Sankt Ulrich und ſprach: gehe hin zu König Heinrich und ſage ihm, daß Der ohne biſchöfliche Weihe das Reich beſitze, ſo untauglich ſey, wie das Schwert ohne Handgriff. Darauf

zeigte Afra dem Biſchof viele Städte, in denen großer Streit von den Ungläubigen und böſen Chriſten ſollte geſchehen, und wie Sankt Ulrich den Kaiſer Otto ermahnen ſollte, in den Städten Veſten zu bauen, und wie die Ungarn einbrechen und großen Schaden würden thun. Nachdem endlich die heilige Afra Sankt Ulrich noch Vieles Andres geſagt und gelehrt hatte, führte ſie ihn zu ſeinem Lager zurück. Solche Geſchichte vertraute der Biſchof ſeinen heimlichſten Freunden.

Ulrich begab ſich aber an König Heinrichs Hof und verweilte dort, bis dieſer ſtarb. Darauf als ſein Sohn Otto König ward, empfahl er ihm Adalbert, ſeiner Schweſter Luitgarde Sohn, der ſoll ſeyn ein Graf von Helfenſtein geweſen, und hatte ſich allezeit als ein guter Schüler erwieſen; den empfahl er dem König an ſeiner Statt mit Rittern und Knechten von Seiten des Stiftes an ſeinem Hofe dienen zu dürfen; und wegen Ulrichs großen Verdienſten um den König und das Reich, ward ihm ſolche Bitte gewährt, damit er in ſeinem Biſthum könne ſein heiliges Amt mit Ruhe verwalten.

Wie nun Sankt Ulrich ſich emſig in Gebet und Wohlthun ſeines Amtes befließ, ſtreute der Feind ſeinen Saamen aus in die Herzen der Fürſten, daß große Zwietracht entſtand. Vor allen gab ſich des Kaiſer Otto Sohn, Ludoph, mit ſeines Vaters Feinden in ein Bündniß, man ſah viele Städte verheeren und gräuliche Thaten begehen. Ulrich, der fromme Biſchof, hielt ſich zu ſeinem König und Herrn, und weil er mit ihm zog, sammelte Arnulph, Pfalzgraf zu Rhein, gar eine Menge Volk und legte ſich vor Augsburg, nahm die Stadt, verbrannte ſie, ſchlug die Einwohner todt, raubte Geld und Gut, und führte viele Ritter und Edle gefangen nach Baiern; auch etliche von Ulrichs Knechten fielen ab von ihrem Herrn. Wie St. Ulrich das verkündet ward, verließ er den kaiſerlichen Hof, zog gen Augsburg, und berathete ſich mit den Seinen, wie er ſich mit ſeiner Macht und übrig gebliebenen Volke nach Menchingen wollte legen, und es befeſtigen gegen den Feind. Und obſchon es die Winterszeit war, griff Sankt Ulrich die Arbeit an und vollbrachte ſie wohl. Wie Arnulph die Kunde gebracht wurde, daß Ulrich Menchingen feſt mache, ſchickte er ihm Botſchaft und drohte, er ſolle des Kaiſers Dienſt laſſen und ihm unterthan werden, ſonſt gelobe er

ihm und allen den Seinen den Tod. Ulrich gab ihm eine hübſche und höfliche Antwort und ſagte: er ſolle ihm Zeit laſſen, ſolches zu bedenken; darauf kaufte er auch eine Zeitlang Friede um Geld, bis Menchingen feſt und ſtark war gegen den Feind; dann ließ er Herzog Arnulph wiſſen: ſein Sinn ſey nicht des Königs Dienſt zu verlaſſen. Herzog Arnulph zürnte ſehr ob den Liſten des Biſchofs, ſammelte ein großes Heer und belagerte ihn in ſeiner neuen Feſtung. Ulrich verſah deren Dienſt wohl und lag dann auf ſeinen Knieen und betete mächtig, daß der Herr für ihn ſtreite. Wie Adalbert von Helfenſtein und Theobald, Sankt Ulrichs Bruder, des Biſchofs Bedrängniß erfuhren, zogen ſie einen kleinen Haufen an ſich, ſchlichen heimlich herbei, griffen Arnulfs Heereszug an und zerſtreuten ihn. Mancher fiel vor der Feſte, mancher fiel bei der Flucht und alle wurden wehrlos gemacht. Doch einer unter ihnen, hieß Eglof mit Namen, der verſetzte Adalbert von Helfenſtein, eine kleine Wunde, daran ſtarb er; welches Sankta Afra den Biſchof wohl im Geſichte vorausgeſagt hatte. Ulrich führte aber ſeinen Leichnam nach Augsburg und begrub ihn in unſrer lieben Frauenkirche bei Sankt Walburgen Altar. Der genannte Eglof ward aber auch erſchlagen, ſo daß kei-

ner von denen davon kam, die da hatten Augsburg bedrängt.

Ein Jahr darauf, im 954ten Jahre, da geſchahe wie Sankta Arſa dem Biſchofe geſagt hatte. Ein zahlloſes Heer Ungarn und unchriſtliche Völker brachen in die deutſchen Lande ein; ſie raubten Geld und Gut, erſchlugen die Leute und verderbten das Land von der Donau bis zum Schwarzwald und von der Iller bis zum Lech. Dieſes Heer legte ſich auch vor Augsburg, das damals durch Sankt Ulrichs Sorge mit einer ſteinernen Mauer umgeben war, es hatte auch Thürme, und Kriegsvolk ſie zu vertheidigen, und Ritter ſie zu führen, und war alle Weg befeſtigt gegen den Feind. Auch kämpfte man wacker und zog Sankt Ulrich ſelber gewappnet im Streit. Er hatte nur eine Stola um ſeinen Hals, ritt auf einem ſtarken Pferd ohne Furcht durch Hauen und Geſchoß, und ermahnte mit lauter Stimme ſein Volk, fröhlig zu fechten. Da fiel der Ungarn vornehmſter Feldherr und ſie erhoben Klage und großes Geheul; der Schrecken übermannte ſie, daß ſie eilend zu ihrem Lager und in ihre Feſten entflohen. Als darauf das Fechten vorbei war, da beſetzte Sankt Ulrich die Mauern und Thore, verſammelte

alle frommen Frauen und gebot ihnen, dem einen Theil, daß ſie mit Geſang die ganze Nacht in feierlichem Umgange durch die Straßen zögen, den andern, ſie betend in Unſer Liebfrauenkirche zu durchwachen. Wie der Tag graute trat der fromme Biſchof unter ſie, theilte ihnen allen das Sakrament aus, und ermahnte ſie, zu glauben und zu hoffen. Wie die Sonne nun hervorbrach, ſtürmte der Ungar die Stadt und wie die Männer drinnen auch fechten mochten, und wie die Frommen auch beten mochten, ſo ward doch die Noth ſo groß, daß man dem Erliegen jetzt nahe war. Da kam Bertold, Arnold von Reiſersbürgs Sohn, zu dem König der Ungarn und ſagte ihm, wie Kaiſer Otto gegegen ihn heran zög, mit ihm zu ſtreiten. Der König ließ ſofort die Poſaunen erſchallen. Wie die Fechter vor Augsburg das vernahmen, ſchickten ſie Boten ab den König zu fragen, was es bedeute. Der König von Ungarn ſammelte darauf ſein Heer und führte es dem Kaiſer entgegen, und ſo ward Augsburg von den Heiden befreit. Graf Theobald, Sankt Ulrichs Bruder, ſäumte aber nicht, einen großen Haufen zu berufen, und begab ſich mit ihm des Nachts heimlich zu dem Kaiſer. Der freute ſich ſeiner Hülfe; aber an den unzähligen Völkern der Ungarn ſah er wohl daß ſol-

ches groſses Heer nicht könnte überwunden werden, wenn Gott nicht ſelbſt ſeinen Arm gegen ſie aufhöbe. Deſſen vertraute er auch mit fröhlicher Zuverſicht, und ſieng an mit ſeinen Fürſten und Rittern gegen die Ungarn zu fechten, wo viele Tauſende erſchlagen wurden und viele Chriſten fielen, über die Gotr es verhängt; endlich aber die Ungarn flüchtig wurden und zogen hinweg. Da kamen ſie auf ihrer Flucht gen Aügsburg, und das Volk daſelbſt wußte nicht, ob ſie nicht obſiegt hätten und die Belagerung wieder anzufangen gedächten. Allein die Heiden flohen fort, bis ſie an den Lech kamen; da traf ſie des Kaiſers Macht, er ſchlug ſie fort und fort, nahm ihren Fürſten und viele andere lebendig gefangen, die darauf nach Regensburg geführt, von den Bürgern geſchändet und von dem Kriegsvolke aufgehängt wurden an den Galgen; der Fürſt und viele der ungariſchen Herrn, und keiner des groſsen Heeres kam mit dem Leben davon.

Als der Streit vollbracht war, kam Kaiſer Otto zu Sankt Ulrich nach Augsburg, und tröſtete ihn über Theobald, ſeinen Bruder, der im Fechten gefallen, und belehnte deſſen Sohn Remigius mit des Vaters Grafſchaft. Ulrich begab ſich aber auf das Schlachtfeld an

den Lech, und ſuchte ſeines Bruders Leichnam, und den des Reginwald, ſeiner Schweſter Sohn, und begrub ſie in unſrer Frauen Kirche vor Sankta Walpurga Altar. Seine eifrige Sorge gieng nun dahin, die verarmten Prieſter wieder zu ſammeln, ihnen Nahrung zu verſchaffen und Ordnung zurückzuführen, damit Kirche und Altar bedient ſey, und das elende Volk im Gebete und durch prieſterlichen Segen erſtarke. Er mühete ſich auch, daß die Leute die verbrannten Häuſer wieder bauten und wieder Nahrung in das Land kam; wozu er alles hingab, was er vermochte, und was fromme Leute ihm etwa gaben, das vertheilte er freudig unter das Volk.

Wie die Ruhe hergeſtellt war, da zog St. Ulrich nach Rom; beſtellte aber vor ſeinem Abſchied einen armen Mann, den er um Gotteswillen lange an ſeinem Hofe erhalten hatte, daß er alle Tage drei andächtige Paternoſter für ihn beten ſolle. Das verſprach ihm der Mann; auch hörte Ulrich, wie er nach Rom kam, alle Tage das Primglöcklein läuten, nur einen Tag hörte er es nicht. Bei ſeiner Rückkehr nach Augsburg fragte er den Mann: ob er wohl alle Tage die drei Paternoſter gebetet? das verſicherte der Mann; nur

einen Tag habe ers nicht gethan, an demſelben habe ihn der Schaffner erzürnt und ihm ſeine Pfründe verweigert. Sankt Ulrich berief den Schaffner und ſendet ihn nach Rom, den Pabſt zu fragen: was ein Paternoſter wohl werth ſey? der Pabſt antwortete: einen goldnen Pfennig ſey es werth. Der Schaffner kehrte heim und brachte ſeinem Herrn dieſe Botſchaft. Da fragte ihn Ulrich: wie groß dieſer Pfennig wohl ſeyn müſſe? antwortet der Schaffner, das wiſſe er nicht. Nun ſchickt er ihn zum zweiten Male nach Rom, daß er den Pabſt frage. Sagt ihm der Pabſt: der Pfennig ſolle ſo breit ſeyn, wie die ganze Welt; worauf der Schaffner zurückkam, es zu berichten. Fragt ihn nun der h. Biſchof: haſt du ihn auch gefragt, wie dick er ſeyn ſolle? da weiß der Schaffner wieder keinen Beſcheid. So reite zum dritten Mal nach Rom und frage darum. Darauf kehret der Schaffner nochmals nach Rom, frägt den Pabſt und erhält zur Antwort: der Pfennig ſoll ſo dick ſeyn, vom Himmel zur Erden; denn ein Paternoſter iſt ein Gut, mit dem iſt nichts zu vergleichen. Wie der Schaffner Sankt Ulrich dieſe Antwort bringt, ſagt er zu ihm: dieſes Gutes haſt du mich beraubt, da du dem armen Mann ſeine Pfründe nicht gabſt, und die

drei Reiſen, die du nach Rom gemacht, ſind deine Buſe dafür geweſen.

Zu derſelben Zeigt pflegte aber Sankt Ulrich herum zu ziehen, die Heilgen zu beſuchen, beſonders in dem Kloſter zu St. Gallen. Einsmals wie er daſelbſt war, beſuchte er auch Sankt Mainrads Zelle, wo er mit Sankt Eberhard und ſeinem Bruder ſich ergötzte in Gebet und ſüßem Geſpräch. Wie er wollte fürder gehen, weinte Sankt Eberhard große Thränen, küßte den Biſchof ſehr und ſprach: in dieſer Zeitlichkeit ſehen wir einander nicht mehr. — Würdiger Vater, ſprach St. Ulrich, weißt du dann, daß ich bald ſterben werde? — Eberhard blickte weinend zum Himmel auf, ſagend: du wirſt nicht bald ſterben; aber mein Wort bleibt wahr. — Und wie Sankt Ulrich des andern Jahrs wieder dahin kam, da war er geſtorben.

Wie in dieſer Zeit Sankt Ulrich in Ruhe ſaß in ſeinem Sitze zu Augsburg, ergab er ſich eifrig geiſtlicher Pflege und Gebet, auch hielt er ſeinen Leib ſtreng mit einfacher Speiſe, indeß er andere an ſeinem Tiſch wohl nährte, Arme ſpeiste, und Gäſte reichlich bewirthete mit lieblichem fröhlichem Antlitz, und oft ihnen

noch einen Zehrpfennig zum Abſchied ertheilte. Die Kinder und Geiſtlichen ſeines Sprengels, edel oder unedel geboren, ließ er lehren, und nachdem ein Jeder würdig befunden ward, verſah er ihn mit Pfründen oder Amt. Wer unter ſeiner Herrſchaft ſtand, lebte freudig und in Ehren, denn er wußte, daß er ihm kein Leids thät, noch von Andern ihm thun ließ; geſchahe aber jemals einem von ihnen ein Unrecht, ſo führte der Biſchof ſeine Sache und ließ nicht nach, bis er Recht erhalten hatte. Niemals ſah man ihn müßig ſtehen; es ſei denn, wenn er dem Bau der Kirchen zuſah, oder die Züge der Prieſter und Chorherrn ordnete, daß ſie zu Ehren geriethen, oder in den Schulen der Lehre zuhörte. Er trug allezeit ein wollnes Gewand auf ſeinem bloßen Leib, und ſchlief auf einem Teppich auf dem bloßen Boden ohne ein Bett; ſo bald es Eins ſchlug, in der Nacht, ſtand er auf, betete und las die Meſſe; dann betete er wieder, wie es die Kirche verlangte, bis es Tag war, da las er mit den übrigen Prieſtern die Vigilie und Prim. So lange die Faſtenzeit dauerte, blieb er, während die Prieſter den Umgang hielten, betend in der Kirche, und bei ihrer Rückkehr bediente er die Meſſe und küßte des Prieſters Hand mit einfältiger Demuth; darauf ſang er die

Terz, worauf er dem in der Kirche verſammelten Kapitel beiwohnte, bis die Sexta geläutet ward. Die las er mit den Brüdern, gieng um den Altar, betete um Vergebung der Sünden, ſprach den fünfzigſten Pſalm und das Miſerere; darauf gieng er in ſein Bethaus, wuſch Hände und Antliz, und bereitete ſich, Meſſe und Veſper zu ſingen. Dann begab er ſich in die Armenherberge, bediente die Kranken und wuſch zwölf Männern die Füße, worauf er endlich zu Tiſche gieng. Da aß er aber auch fröhlich, theilte aus und gab Jedermann was er gerne mochte, und wenn Jedermann fröhlich gegeſſen hatte, gieng er in die Kirche, und ſang die Komplet. Nach dieſer begab er ſich in ſeine Kammer, aß, trank und ſprach auch nicht mehr *). Dabei wachte er über

---

*) Ich habe mir nicht verſagen können, dieſe Tages-Ordnung eines Staatsmannes, Kriegers und Kirchen-Fürſten des zehnten Jahrhunderts, wie man ihn ſich im ſechszehnten aus ältern Nachrichten und eignen Anſichten entwarf, aus meiner alten Legende aufzunehmen. Wenn uns das viele Beten tadelhaft ſcheint, ſo ſollten wir bedenken, mit welchem Volk und mit welchen Prieſtern Sankt Ulrich zu thun hatte. Auſſerdem verbindet der Volksgebrauch im katholiſchen Süd-Deutſchland mit „Beten" noch einen eig-

die Sitten der Prieſter, ſahe nach, ob ſie Kranke beſuchten, Sterbenden beiſtünden, Armen zu Hülfe kämen, verbot daß ſie nicht Schlaf-Frauen hätten, nicht mit Hunden und Vögeln Waidwerk trieben, nicht in öffentlichen Schenken, Tränken, Streit führten, und weltlichen Hochzeiten beiwohnten. Alles das wehrte Sankt Ulrich; beförderte das Gute und ſtrafte das Böſe, und gab ſelbſt alles Beiſpiel von frommem chriſtlichem Wandel. Einmals wie er von Amtswegen das Algau bereiste, ſchickte eine Gemeine zu ihm, die hatte ſich vorlängſt eine Kirche gebaut, konnte aber aus großer Armuth und wegen der böſen Wege, die zu ihr führten keinen Biſchof finden, der ſie ihr geweihet hätte. Sankt Ulrich fragte ſie, ob ſie alles hätten, was zur Weihe nothwendig ſey? ſie antworteten mit Ja. So ſagte Sankt Ulrich, ſie mögten heim gehen und für mor-

---

zen Begriff, der uns von Sankt Ulrichs Beten, ſo bald es aus Büchern geſchieht, eine ganz andere Anſicht geben könnte. Das Volk nennt alles Leſen, Beten, und ich habe oft Bauren welche mich leſend fanden, ſagen hören: O wie möchte ich doch den ganzen Tag aus den Büchern beten!

gen alles zur Weihe bereiten, er wolle kommen die Kirche zu weihen. Wie die Weihe geſchehen war, wollte die Gemeine ihn begaben, er nahm es aber nicht, ſondern hieß ſie es zu ihrer Nothdurft und Gottesehre verwenden.

Einsmals kehrte St. Ulrich von Rom heim und wie er durch Ravenna zog, traf er Kaiſer Otto daſelbſt mit ſeiner Kaiſerin Adelheit. Nachdem ſie ihn mit großer Achtung empfangen, ſprach er zu dem Kaiſer und bat, wie er doch möchte ſeiner Schweſter Sohn, Adalbert Grafen von Helfenſtein, zu ſeinem Nachfolger im Bisthum ernennen *), damit ihm vergönnt ſey im Mönchkleid fortan nur der Kirche und der Gottſeligkeit zu leben. Otto verlieh darauf dem Adalbert von Helfenſtein das

*) Dieſe Begebenheit ſcheint außer der Ordnung erzählt, indem Adalbert von Helfenſtein früher vor Memhingen von Egloff getödtet ward. Vielleicht gehört dieſe ganze Begebenheit dahin, wo dieſer Adalbert zum erſtenmal erwähnt wird, daß er St. Ulrichs als Biſchof von Augsburgs Heerbann bei dem Kaiſer befehligt hatte. Wie dem auch ſey, ſtört dieſer Umſtand Ulrichs Geſchichte als Sittengemälde nicht.

Biſthum, gab Ulrich viele Pfund Goldes und ſchickte ihn, mit aller Nothdurft verſehen, nach Augsburg zurück, wo er mit Freuden empfangen wurde. Ulrich legte nun Mönchsgewand an und entſagte den weltlichen Dingen; aber Adalbert ließ ſich von allen Rittern und Unterthanen den Eid ſchwören, welches aber den Chorherrn des Stiftes, die gehofft hatten, nach Sankt Ulrichs Tode könne einer von ihnen Biſchof werden, bitter verdroß; worauf denn Adalbert, um all ihr Hoffen zu beenden, ſich die biſchöfliche Weihe ertheilen ließ und unternahm, die geiſtlichen Aemter zu verſehen. Darüber ward vom Kaiſer, Fürſten und Reich ein Concilium gen Gelnhauſen berufen, und Ulrich ſammt ſeiner Schweſterſohn Adalbert Graf von Helfenſtein dahin entboten. Das Concilium machte ihnen harte Vorwürfe, daß Adalbert wider die Satzungen der Kirche, ſich hatte zum Biſchof weihen laſſen, derweil ſein Vorgänger St. Ulrich noch lebte. Ulrich trat dann vor die Verſammlung und bat, da Alter und Schwachheit ihn hindere, einen andern gelehrten Mönch, Gehrhard mit Namen, ſeine Sache führen zu laſſen. Das ward ihm gewährt, und Gerhard bewies in ſchönem Latein, daß Sankt Ulrich in dieſer Sache keine andere Abſicht gehabt, als ſeine alten Tage in

heilger Stille nach Sankt Benedikts Regel zu verleben, wie ſein Mönchgewand ſchon ſattſam bezeuge. Nachdem man auch Adalbert angehört hatte, wurde beſchloſſen, daß letzterer nicht Biſchof bleiben dürfe, er könne denn ſchwören, daß er nicht gewußt hätte, wie ſein Thun ketzeriſch wäre. Adalbert legte auch den Eid ab. Den folgenden Morgen kamen aber die Biſchöfe zu Sankt Ulrich und bewieſen ihm mit vielen ſanften Worten, daß er großes Unrecht gethan hätte, ſeiner Schweſter Sohn auf ſolche Weiſe zum Bisthum zu verhelfen, beredeten ihn, ſein Amt bis an ſeinen Tod zu verwalten, verſprachen ihm aber dagegen den Troſt, daß Adalbert nach ihm das Bisthum werde beſitzen. Solches geſchahe im Herbſt. In der öſterlichen Zeit darauf, lud Graf Remigius Sankt Ulrich ſammt ſeinem Bruder Theobald und Adalbert, ſeinem Schweſterſohn ein, auf ein Paar Tage zu ihm und ſeiner Hausfrau Hildegarde gen Dillingen zu kommen, und ſich des Feſtes zu erfreuen. Nachdem ſie alle das Abendbrod fröhlich genommen, ſtand Adalbert vom Tiſch auf und ging zur Ruhe. In der Nacht aber ſtarb er plötzlich. Und wie Hermigius, ſein Caplan, zu St. Ulrich kam, ihm zu ſagen, daß er todt ſey, trat ihm Sankt Ulrich entgegen und ſprach: Adalbert

iſt todt; ich weiß es wohl. — Wie könnt ihr das wiſſen, redete Hermigius, da noch Niemand von ihm her kam? — Befiehl du nur Graf Remigius zu wecken, ſagte Sankt Ulrich, damit ſeine Leute eine Fuhr zurichten, den Leichnam nach Augsburg zu fahren. — Das geſchah, und er ward in Augsburg mit großer Feier empfangen und war daſelbſt viel Trauer um den Tod eines ſo viel Tugend begabten und frommen Mannes.

Endlich ward Sankt Ulrich ſehr alt und verlor ſeine Kräfte. Die Meſſe ſelbſt zu leſen vermochte er nicht mehr, ſondern ließ ſich vor den Altar tragen und hörte ihr zu; aber wenn er wieder in ſeine Kammer gebracht war, legte er ſich nicht auf ſein Bett, ſondern ließ ſich auf einen Stuhl ſetzen, und neigte ſich eine Weile auf ſeine rechte Hand, und eine Weile auf ſeine linke, und lehnte den Kopf an ſeinen Stuhl an und höret zu, was ſein Domprobſt Gerhard ihm vorlas, als das Buch der Altväter und Gregorii Dialogorum genannt, welche lezten vieles von Solchen enthalten, die im Geiſt verzükt waren, und himmliſcher Geſichter gewürdigt. Einmals forſchte dieſer Gerhard, ob der Heilige wohl meinte in dieſer Krankheit zu ſterben. Ulrich antwortete: ich weiß gewiß, daß ich bald ſterbe. Fragte Gerhard weiter:

was für einen Biſchof ſie ſollten zu ſeinem Begräbniß berufen? ſagt der Heilige: ihr ſollt keinen Biſchof berufen; Sankt Conrad iſt krank und die andern Biſchöfe ſind bei dem Kaiſer. Ihr wißt wohl ohne ihn, wie des Menſchen Leib iſt in das Erdreich zu legen. — Wernherrn Abt von Fuld, der ihn in dieſer Zeit beſuchte, ernannte er zum Nachfolger auf ſeinem Stuhl, und ließ ſeine Vertraute in ſeine Hand verſprechen, daß ſie ihm in der Wahl ihre Stimmen wollten geben. Einmal wie er aus dem Schlummer erwachte, rief er Wehe darüber, daß er Adelbert ſeiner Schweſter Sohn auf ungerechte Art zum Bisthum hatte zu verhelfen geſucht, wofür er ſo eben in einem fürchterlichen Traum erſchreckt worden ſey. Am heilgen Tage Marcus und Marcellus hieß er ihn in die Kirche tragen, vor den Altar, woſelbſt er auf einen Teppich gelegt ward, betete dort eine halbe Stunde und befahl dann ſeinem Kämmerer, ihm alle ſeine fahrende Habe zu bringen. Zuvörderſt war dabei eine Decke von Marderfell; die gebot er für ſeinen Nachfolger zu bewahren, und als ſie vor ihm ausgebreitet ward; ſagte er: was hat mir nun all dieſes geholfen? — der Habe war aber nicht viel; nur einige wenige Hemden und ſechs oder acht Tiſchtücher und zween Biſchof Farol oder Chorröcke, und

zehn Schillinge Geld; die ließ er unter die Armen vertheilen. Seine Kleider gab er den Prieſtern, nur eines ſchickte er nach Ottobeuern einem Klausner mit Namen Otto, und ein andres nach Kempten, auch einem Klausner mit Namen Rufus, auf dem Kirchhof daſelbſt. Am Sankt Johannestag erwachte Sankt Ulrich, rief ſeinen Kämmerer, und befahl, ihm ſeine Kleider anzulegen, und ſeine Schuhe, hing dann ſein Meßgewand um, und ging durch unſrer lieben Frauen Kirche zu Sankt Johannes Altar; daſelbſt ſang er die erſte Meſſe fröhliglich, dann ſang er auch die andere Meſſe, welches die Tagesmeß war, ſetzte ſich dann nieder, und ſagte ſeinen Prieſtern, daß er dieſe Meſſen nicht aus eigner Kraft geſprochen, ſondern von Gottes Engeln geſtärkt; daß deren zwei ihm im Traume erſchienen und ihm zugeſagt haben, noch einmal auf Erden des Hochamts zu walten. Darnach gieng er froh in ſeine Kammer und wartete daß Gott ihm würde rufen. Wie Peter Paulstag anbrach, hoffte er feſtiglich, heute würde es ſeyn. Er ließ ſich darum wie man die Veſper läutete, ein Baad bereiten, kleidete nachher ſeine biſchöfliche Gewande an, und legte ſich ſanft wieder auf ſein Lager, als einer der ſterben will. Wie aber die Veſper vollbracht war, hieß er ſich wieder aufrich-

ten und rief innig betrübt: O Sankt Peter, du hälſt mir nicht dein Verſprechen! — Gerhard aber, der Domprobſt tröſtete ihn und erzählte ihm wie es oft frommen Männern, und auch Biſchöfen alſo ergangen, daß ihr Scheiden gar ſchwer ward. Da lächelte er heiteren Antlitzes von neuem, und war freundlich einem Jeden und ſegnete Jedermann. Peter Paul fiel aber ſelbigen Jahres auf einen Sonntag, und Sankt Ulrich blieb freudig harrend, bis des Freitags, da der Morgen anzubrechen begann. Da ließ er Aſche kreuzweis ſtreuen und mit Weihwaſſer beſprengen, legte ſich darauf und wartete ſehnſuchtsvoll bis es Tag ward. Seine Blutsfreunde traten zu ihm und er ſegnete ſie, und ſegnete ſeine Prieſter und blickte mit freudigem Auge ſie an, bis er unter ihren Gebeten entſchlief. Wie man ſeinen Leichnam waſchen wollte, nach frommem Brauch, duftete er einen lieblichen Geruch und ſein Antlitz ſchien eines Schlafenden Antlitz. Mit unendlicher Pracht, vielem Geleit und unſäglichen Klagen wurde er in unſrer lieben Frauen Kirche bewacht und beſungen, dann nach Sankt Afra zur Erde beſtattet. An ſeinem Grabe geſchahen große Wunder an denen, die mit Glauben dahin giengen, und feſten Entſchluſſes zum Guten die

Wohlthat empfiengen, und ſein Leben iſt noch ein Spiegel eines frommen Biſchofs und heil. Mannes. *)

Thereſe Huber.

*) Ueber den h. Ulrich vergl. Pfiſter, Geſch. von Schwaben, II. 16. 36. 38. 47. und 343.

## Albert von Zimmern.

(Eine Fabel aus der ſchwäbiſchen Vorzeit.)

Albert, Freiherr von Zimmern, ein Mann aus angeſehenem Geſchlechte, hatte einen freundlichen Verkehr mit Herzog Friedrich in Schwaben, bei dem er auferzogen und allezeit in Gnaden war. Einsmals, da er auch auf Beſuch bei Friederich war, macht der Fürſt mit ſeinen Freunden einen Spazierritt zu dem Grafen Erckinger von Magenheim auf ſein Schloß im Zabergau. Dieſer Graf war berühmt als ein Herr, der ritterliche Spiele, Jagden und ſonſtige Luſtbarkei-

ten liebte. In einem nahen Walde bei dem alten Schloß Stromberg war ſchon längſt ein großer Hirſch der ſich von Niemand fangen ließ. Gerade als Herzog Friedrich mit Albert von Zimmern auf Magenheim gegenwärtig war, ließ er ſich häufig zu Jedermanns Freude ſehen; und, da Erckingern gerade die Luſt zum Jagen ankam, ſo begab er ſich mit ſeinen Gäſten in die nahen Wälder, um ſich recht zu beluſtigen an dem Jagen des Wildes. Da gerieth der rüſtige Jäger Albert immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich den ſchönen und großen Hirſch von ferne ſah, nachdem es ihn ſchon längſt gelüſtete.

Emſig verfolgt er ihn, bis er ihn endlich ganz aus dem Geſichte verliert.

Statt des Hirſches ſah er auf einmal einen Mann in widerlicher Geſtalt vor ſich, ſo daß der ſonſt muthige Albert doch ein wenig ſtuzte. Da ſprach ihm der Unbekannte Muth ein, und hieß in folgen, denn er müſſe ihm wichtige und unbekannte Dinge zeigen. Es gieng auch zum Wald hinaus, und durch ſchöne Wieſenthäler an ein hohes Schloß, deſſen gewaltige Thürme und ſeltſame Verzierungen einen wunderbaren Ein-

druck auf Alberten machte. Bei dem Schloſſe ſelbſt wurde er nach ritterlicher Weiſe empfangen, die Knappen nahmen ſein Pferd in Verwahrung, doch alles gieng ſtillſchweigend vor ſich, alſo daß ſich Albert baß verwunderte. „Wundre dich nicht, fieng ſein Führer an, über das Stillſchweigen dieſer Leute, ſondern folge mir, und thue, was ich dich heiße.“ Nun giengs endlih durch lange Hallen in einen ſchönen und weiten Saal, wo ein Fürſt mit ſeinen Hofleuten an der Tafel ſaß. Vor dem fremden Ritter ſtund alles auf, und bückte ſich zum Zeichen der Ehrfurcht; doch eben ſo ſtumm als man ihn empfangen hatte, ſetzte man ſich wieder, als ob man eſſen und trinken wollte. Lange ſah Albert mit bloßem Degen, den er nicht von ſich geben wollte, der ſtummen Mahlzeit zu, bewunderte die ſchönen Gefäße und Pokale, gab aber doch endlich ſeinem Führer durch ſtumme Zeichen zu erkennen, er möchte wiſſen, was daraus noch werden wollte. Da hieß ihn ſein Führer ſich bücken, zum Zeichen des Abſchieds, welches die ganze Geſellſchaft erwiederte, und ihm wieder folgen.

Am Thore des Schloſſes warteten ſeiner die Knappen, und er nahm ſein Pferd wieder von ihnen in

Empfang. Merklich leichter verließ er nebſt ſeinem Führer das Schloß, als er es betreten hatte, und es gieng nun wieder dem Walde Stromberg zu. Nun fieng er an zu ſeinem Führer zu reden, ſage mir an, was hat all dieſes zu bedeuten? „Der Herr, erwiederte ihm dieſer, den du oben an der Tafel geſehen haſt, war dein Oheim, Friedrich von Zimmern, der oft gegen die Ungläubigen ſtritt; ich aber, und die Uebrigen, die du geſehen, waren ſeine Diener, und leiden unausſprechliche Strafen; denn ſiehe, als dein Oheim noch beim Leben war, beſchwerte er ſeine Unterthanen mit unbilligen Auflagen, und gebrauchte das erpreßte Geld zum Krieg wider die Ungläubigen, wir aber haben ihm treulich geholfen zu ſeinen Erpreſſungen, und darum müſſen wir mit ihm leiden. Hüte dich daher, vor ähnlichen ſchlechten Verdienſten um die Bekämpfung der Ungläubigen! Nun muß ich aber von dir ſcheiden; ſiehe das iſt der Weg, der dich nach Hauſe führt. Willſt du aber noch einmal umkehren, ſo kannſt du die Verwandlung der vorigen Glückſeligkeit in Elend und Jammer ſehen. — Als aber Albert keine Luſt bezeugte, ſo verſchwand ſein Führer. Er ſah noch einmal mit den Augen zurück, und ſiehe, da war alles in Feuer und Schwefel verwandelt.

Da zog er ſeine Straſſe, und als er zu Herzog Friedrich und zu Erkingern kam, erzählte er ihnen die wunderbare Geſchichte, worauf ſie beſtürzt nach Magenheim zurükkehrten. Albert erbat ſich nun von Erkingern, in der Nähe ſeines Schloſſes Magenheim eine Kirche bauen zu dürfen, welches Geſuch er ihm nicht nur verwilligte, ſondern ihm auch nebſt dem Herzog Heinrich van Schwaben ſo groſſen Vorſchub that, daß ein Frauenkloſter auf dem Plaze erbaut wurde, wo ſich dieſe Geſchichte zugetragen *).

Carl Jäger.

*) Dieſe Fabel, die wenigſtens von moraliſchem Gehalte iſt, würde ich nicht wieder hervorgeſucht haben, wenn ich nicht vor wenigen Jahren ſelbſt erfahren hätte, daß ſie in der Gegend von Brackenheim noch im Mund des Volkes lebt.

# Das Kloſter Maulbronn.

## (Eine Sage.)

Als noch das rohe Fauſtrecht in Deutſchland galt, und freche Räuber allenthalben in den waldigten Gegenden unſeres Schwabenlandes hausten, da ward auch das alte Salzgau, deſſen dichte Wälder noch jezt die Spuren der alten Wildniß an ſich tragen, oft und viel von ſolchen Räuberhorden beſucht. Mit Schrecken betrat der friedliche Wanderer dieſe Gegend, und bekreuzte ſich ſchon von ferne, wenn er das Rauſchen jener Wälder hörte, that auch wohl ein Gelübde, ſollte er unverſehrt durchkommen; doch gar mancher Wanderer mußte nicht nur ſeine Haabe, ſondern auch ſein Leben laſſen in dieſen Wäldern. Nichts wußten die Räuber zu ſchonen, auch fürchteten ſie ſich vor nie

mand; wenn da oder dort auch einer der Edlen des Landes heraufzog, um Rache an ihnen zu nehmen für das Blut der Erſchlagenen, ſo zogen ſie ſich zurück in ihre dichten Wälder, und kaum war er fort, ſo ſieng auch der alte Strauß wieder an. Nur ein Mittel konnte dem guten Wanderer Sicherheit in dieſer unwirthbaren Gegend ſchaffen — die Nähe eines Kloſters. In einem Kloſter dachte man ſich den Wohnſitz aller Heiligen, und für beſonders heilig wurde die ganze Gegend umher gehalten; eine fromme Stiftung anzutaſten, ſchien auch dem roheſten Räuber ein unvertilgbares Verbrechen, darum mied er eine ſolche Nähe. Der Klang einer nahen Kloſterglocke wies jedes Schwerdt in die Scheide, und wenn Abends Gottesfriede geläutet wurde, ſo fühlte auch der roheſte Räuber einen innern Widerſtand zu frechen Thaten.

Da beſchloß der fromme Walther von Lomersheim, den das Blut ſo manchen Wanderers verdroß, dem frechen Unweſen ein Ende zu machen, und ein Kloſter in des Waldes Mitte zu bauen, damit hinfort ein freier Verkehr in dieſer Gegend ſeyn möge. Rüſtig gieng's auch an das Werk, der Wald wurde ringsumher gelichtet, damit das Auge eine freundlichere Anſicht gewinne; Wege

wurden nach allen Seiten hin gebahnt, und die nahen Steingruben mußten ſchöne Steine liefern.

Schon wölbte ſich auf dem ſtarken Grunde der ſchöne hohe Kreuzgang des Kloſters, und Walther von Lomersheim durfte ſich freuen, den Bau bald vollendet zu ſehen, da ſchon Mönche herbei kamen, um einen ſchon vollendeten Theil des Kloſters zu bewohnen. Doch die Räuber verdroß es, daß ſie aus dieſer ihrem Gewerbe ſo günſtigen Gegend ſollten vertrieben werden, und ſannen auf Mittel, wie ſie die Sache hindern möchten. Da, als ſie ſahen, daß man den Grundſtein zur Kloſterkirche legte, machten ſie ſich auf, um den Mönchen die Sache zu entleiden. Jüngſt, als die Arbeiter friſch ans Tagewerk giengen, kamen ſie, und begehrten die Mönche zu ſprechen. Sie bezeugten ihnen unumwunden ihre Unzufriedenheit mit dem Kloſterbau, und ihren feſten Entſchluß, ihn nicht vollenden zu laſſen; drohten auch mit Niederreißung des Gebäudes.

Da trat ein ſchlauer Mönch hervor, und ſprach mit gar freundlichen Worten: gebt euch keine Mühe, die Sache mit Gewalt zu hindern, denn wir wollen euch ſelbſt geloben, den Bau nicht zu vollenden. Es

iſt ein Wort, das ſich hören läßt, ſagten die Räuber untereinander; doch wollten ſie des Mönches ſchnellem Worte nicht ganz trauen, und foderten zur Bekräftigung deſſen einen Eid, dagegen auch ſie verſprechen wollten keine gewaltſame Hand anzulegen, wenn ſie nur anders den Bau nicht vollenden. Die Mönche ſchwuren, und die Räuber zogen arglos von dannen. Aber nichts deſto weniger gieng's mit der Arbeit an dem Bau der Kirche friſch voran, und der Vollendung der Kirche fehlte nur noch ein Stein in der linken Seitenwand der Kirche; auch ließen ihn die Mönche wohlbedacht unten am Boden liegen. Die Kloſterglocke, die nun im Walde weit umher hallte, wollte den Räubern ein Zeichen vom Treubruch der Mönche ſcheinen, und ſie ſäumten nicht von den Mönchen ſtrenge Rechenſchaft zu fordern. Da öffneten die Mönche die ſchöne Kloſterkirche, und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag, und oben die Oeffnung war, die noch auf den Stein zu warten ſchien, zum Zeichen, daß ſie ihren Eid gehalten hätten. Die Räuber ſahen ſich zwar hintergangen, doch konnten ſie auch nicht läugnen, daß die Mönche ihr Wort gehalten hätten, und mieden nun fortan dieſe Wälder, in denen ſie doch ihr Weſen nicht

mehr ungeſtört hätten treiben können. Nun war's dem Wanderer wohl, wenn er durch dieſe Wälder zog, und der Klang der nahen Kloſterglocke mahnte ihn ein frommes Wort zum Lobe Walthers zu ſprechen. Auch kehrte mancher Pilger ein, und beſchenkte das Kloſter reichlich für ſeine beſchützende Nähe.

Noch liegt in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Kloſterkirche die Steinplatte am Boden, unter der Oeffnung, die die klugen Mönche gelaſſen hatten. Nicht weit davon ſieht man in Stein ausgehauen Mörtel, Spate und Hacken, und darob eine ſchwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten hatten.

Carl Jäger.

## Der Gang auf die Wurmlinger Capelle 1815.

Im Frühen ſind wir ausgegangen
Mit friſchem Sinn, mit raſchem Lauf,
Schon thun ſich, gaſtlich zu umfangen,
Des alten Schloſſes Hallen auf.

Doch nicht iſt uns vergönnt zu weilen
Du alte Ahnenkraft, bei dir,
Es treibt uns an, fürbaß zu eilen
Durch dunkle Gäng' im Burgrevier.

Der Mauern Ring erſchließt ſich wieder,
Wir zieh'n hinan zu Bergeshöhn,
Und abwärts tönt der Klang der Lieder,
Dort, wo die ſtillen Waſſer gehn.

Weit ſchweift der Blick in beiden Thalen;
Manch Dörflein liegt im grünen Feld,
Und von des Morgens erſten Strahlen
Iſt feſtlich Kirch' und Thurm erhellt.

So wallen wir im ſel'gen Schauen,
Verſtummet iſt des Liedes Klang,
Bis uns mit friſcher Zweige Thauen
Der Wald umfängt an Berges Hang.

* * *

Aber wohl über den dunkeln Wald
Was blinket, was nicket ſo freundlich heraus
Durch Laubesgrün, purpurn von Morgens Glanze
gemahlt?
Es reißet das grüne Dach, auf thut ſich der Wald
Und auf dem Hügel dort liegt's, wie ein Gotteshaus.

Wohl kenn ich das Kirchlein in Gottes Hand,
Das ſie einſt 'nem alten Grafen
Erbauet hab'n, da zu ſchlafen
Zur Höh' er kam an Neccars blumigem Strand.—

Hoch ſteht das Creuz,
Und blickt zu Thal,
Hell blinkt im Morgen-Sonnen-Strahl
Das braune Dach, die weiße Wand. —

Und zu Hügels Füßen im Morgenſchein
Ein Dörflein ruhet gar traut und ſtill,
Und wer unten im Dörflein ſcheiden will
Ab der Welt, den ſenken ſie oben ein.

Da ruht ſich's leicht
In Himmels Hut,
Der rein und blau vom Kirchlein nicht weicht,
Und es tränket mit Sonnen- und Sternen-
Glut.

* * *

Auch Zollerns Burg ſie blickt
So freundlich herüber vom Felſen-Stand,
Aus Fernen der graue Staufen nickt,
Und weithin der Alpen rieſige Wand. —

Da hinaus, dort hinaus
Schweifet der trunken irrende Blick

Ueber Thäler, Hügel und Fernen hin,
Durch der Alpen blau auffproſſende Saat;
Und der alterthümlichen Bilder voll,
Voll der Gott genährten Erinnerung,
Kehret er reich an Ernte zurück.

Hohe Urach, du klippengethürmtes Haus,
Und du Münſings Fels,
Von wannen zu Thale das Gute ſtieg,
Das die freien Berge geheget in Himmels-Luft,—
Der Ordnung Geſatz vertragend mit Fürſt und Volk,
Und der frommen Ahnen heiliges Recht. —

Doch zurück, zurück zu dir,
Alte Tubinga!
Du der Freiheit, des Rechts ernſte Begründerin,
Du des Guten und Schönen emſige Pflegerin,
Wo die weiſen Lehren keimen, gedeih'n,
Wo im geweiheten Dom,
Die die ſpäteſte Nachwelt ehrt,
Die frommen Lehrer ruhn,
Und der Volkgeſegneten Staub,
Herzogs Chriſtoph und Eberhard.

Feſt ſteht die Sonn' an Himmels Mitten,
Vom Kirchlein ziehn wir ab zu Thal,
Und fördern uns mit raſchen Schritten
Durch Waldgebüſch, im Sonnenſtrahl.

Durch Wieſenplan den Weg wir wallen,
Zum Haus das uns mit Scherzen tränkt,
Bis uns in gaſtlich freien Hallen
Tubingas hohe Burg empfängt. —

C. F. Stange.

---

## Nachtphantaſie.
(1813).

Wenn von den Bergen her auf leiſen Schwingen
Die Nacht zur Erde duftend nieder ſinkt,
Wenn ſanft die Tageslaute nun verklingen,
Und ſüßer Schlummer rings das All durchdringt,

Dann tritt vor mich, o du mein ſüßes Leben!
Aus Himmels Höh'n heran dein Engel-Bild,
Und hin durch Sternenlicht, ſo klar und mild,
Laß ich den Geiſt in ſtillen Träumen ſchweben.

Raſch, aufgelöſ't in ſeligen Gefühlen,
Enteilt er himmelwärts im Freiheits-Drang,
Und hoch in Lüften, die den glüh'nden kühlen
Umſtrömt ihn hehrer Melodieenklang.
Doch ſieh! vom holden Zauber angezogen
Folgt er des Stromes ſtillem Silberſchein,
Im Mondlicht wallen luft'ger Elfen Reihn
Der kindlich frommen Fabel-Welt entflogen.

Still miſcht er ſich in den geheimen Reigen,
Und ſchwebt entführt an Stromes Blumen-Rand
Auf klarer Fluth, nur nachtumhülltem Schweigen
Entfaltet ſich der Geiſter magiſch Band.
So ſchwimmt, im leichten Spiel dahingetragen
Manch mondbeglänztes Dörfchen er entlang,
Bis hin, wo an des Väter-Hügels-Hang
Die Wellen an geliebte Ufer ſchlagen.

Von hoher Pappeln Silberſaum bekränzt,
In deren Wipfeln linder Nachthauch feiert,

Liegt dort ein traulich Gärtchen, ſternbeglänzt,
Heilig den Feyn, von Nebelflor umſchleiert.
Doch heil'ger mir, wenn durch die Blüthengänge
Die Holde ſchwebt, ſobald das Roſenlicht
Des goldnen Morgens durch die Blätter bricht,
Und hell durchs Thal ertönen Frühlingsklänge.

Dorthin, von ſüßern Mächten angezogen,
Entſchwingt er ſich dem leichten Elfenchor,
Da, dem Gemäu'r der Väterburg entflogen,
Steigt fromme Sage vor dem Blick empor;
Und ſchon die alten Mähren zaubernd ſchallen
Vor meinem Ohr, — doch mondbeleuchtet blinkt
Das ſtille Haus, und lichter Schimmer winkt
Dem Trunkenen, den Himmelstön' umwallen.

Und ernſt erſchallt aus altergrauen Mauern
Entſchwundner Vorzeit Zauberklang herab,
Da hebt ſich — mich durchbebts mit heil'gen Schauern
Der Väter Helden-Schaar aus öffnem Grab.
Und all' die grauen Fürſten ſeh' ich wallen
Ehrwürd'gen Zugs die öde Burg entlang,
Die Thor' umſtrömet muntrer Knappen Drang,
Die alte, rege Kraft weht durch die Hallen.

In ungewohnten, längſt verhallten Tönen
Erwacht die ſtille Burg, ſo Waffenklang
Wie Saitenſpiel gemahnt mit heiſſem Sehnen
Der Zeit, wo Ritterkraft die Gau'n durchdrang.
Die Helden ziehn zu Roß durch Schloſſes-Pforten
Bergab, Thalein, vom Söller holde Fraun
Mit ſtillem Blick ins Thal hernieder ſchaun,
Und wünſchen gute Farth mit ſüßen Worten.

Da dämmerts bleich in Oſten, und ſobald
Die Nachtgebilde all in Duft zerflogen —
Oed ſteht die Burg, nur leiſer Ton verhallt
Fernab, gleich Schwänen die die Luft durchzogen.
Und tiefes Schweigen rings: — doch ſchützend wacht
O Wirtembergia! auf deinen Höhn,
Mag einſam auch und ſtumm die Halle ſtehn,
Des Vätergeiſtes ewig heil'ge Macht!

C. F. Stange.

# Hohenrechberg.

Das Schloſs Hohenrechberg, die Stammburg der Grafen und Herrn von Rechberg und rothen Löwen liegt im Königreich Württemberg eine Stunde von Schwäbisch Gmünd und eben ſo weit von dem weltberühmten Hohenſtaufen, worauf die ehmalige Kaiſerburg ruhete.

Der Hohenrechberg gehört zu den höchſten der Gegend, iſt von dem nahen Albuch=Gebürg ganz abgeſondert, und hängt nur durch die Bergſtücke, worauf er ſteht, mit ſelbem, ſo wie mit Hohenſtaufen durch einen ſtundelangen Erdrücken zuſammen.

Hohenrechberg erhebt ſich nach einer trigonometriſchen — 2167, und der Hohenſtaufen nach ei=

ner barometriſchen Meſſung 2111 Fuß über die Mee=res=Fläche *).

Der Berg hat zwei Abtheilungen. Auf ſeiner höch=ſten Stelle ſtehet die Pfarrkirche mit dem Pfarr= und Meßner=Haus nebſt einem kleinen Häuschen eines Wächters. Von da zieht ſich der Berg gegen Weſten in einer geneigten Fläche hinab, etwa 300 Schritte, bis an einen ungeheuer großen Felſen, auf welchem das Schloß erbaut iſt.

Der obere Theil des Berges beſtehet aus einer ſehr geräumigen Fläche, worauf ſich nicht nur gedachte Ge=bäude befinden, ſondern auch der Begräbniß=Platz der Pfarrgemeinde, der Garten des Pfarrers, eine große Wieſe, Krautland und ein Acker, welche der Meßner benutzt. Wenn die Witterung wenig günſtig iſt, ſo wächst ſehr gutes Gemüß in des Pfarrers Garten, und die Wieſe bringt ohnehin nahrhaftes Bergfutter hervor; doch muß es im Sommer öfters regnen, weil

*) M. Rösch Pfarrer zu Faurndau — Schorndorf und ſeine Umgebung. Seite 222.

der Boden, unter dem in einer Tiefe von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Schuhe Kalkfelſen liegen, ſchnell austrocknet.

Der Berg, welcher, auſſer der Nordſeite, faſt ganz angebaut iſt, war in ältern Zeiten mit Nadelholz bewachſen, und auf dem Platz der gegenwärtigen Pfarrkirche ſtand eine Klausners-Hütte mit einer hölzernen Kapelle. Da ſich im 11. und 12. Jahrhundert die Klausner in Schwaben anfingen einzuniſten, ſo mag ſich wohl um dieſe Zeit ebenfalls ein Eremit zu Hohenrechberg angeſiedelt haben. Er hatte in ſeiner Kapelle ein aus Lindenholz ſchön geſchnitztes Marienbild aufgeſtellt, zu dem die umliegenden Landleute ſtark wallfahrteten. Die Menſchen vermehrten ſich an manchen Feſttagen ſo ſehr, daß ganze Märkte auf der Oberfläche dieſes Berges gehalten wurden, welche noch vor 30 Jahren ſehr zahlreich waren.

Die immer zunehmende Andacht beſtimmte den Ulrich von Rechberg, den Fideicommiß-Stifter im Jahr 1488. eine Kirche von Stein zu erbauen, worin er ein ewiges Licht ſtiftete und ein Kapital auswarf, wovon ein Geiſtlicher ſollte unterhalten werden, um zu gewiſſen Zeiten den Wallfahrtern hier Meſſe zu

leſen, welches Geſchäft die benachbarten Pfarrer oder die Mönche zu Gmünd bis zum Anfang des achtzehenden Jahrhunderts beſorgten.

Da die neue Kapelle ausgebaut war, ſo wurde das Marienbild von Prieſtern feierlich aus der hölzernen Kapelle, welche in der Mitte der Bergfläche ſtand, in dieſe überſetzt. Allein, ſo erzählten die Legenden, das Muttergottesbild blieb nicht, ſondern wurde wiederholtermalen von den Engeln des Nachts in die alte Kapelle zurückgetragen. Die Urkunde über die ewige Lichtſtiftung in die neue Kapelle von 1496 berührt dieſen Umſtand mit keiner Sylbe.

Indeſſen blieb die alte Kapelle mit dem Bilde ſtehen und in der neuen Kapelle wurden die Gottesverehrungen bis an das Ende des ſiebenzehenten Jahrhunderts gehalten, wo der Graf Franz Albrecht von Rechberg die von ſeinem Vater Bernard Bero angefangene neue und größere Kirche vollendete. Dieſe wurde auf dem Platz der alten hölzernen Kapelle erbaut, und die 1488 erbaute zur Wohnung eines beſtändig hier wohnenden Geiſtlichen eingerichtet.

Da aber die Kirche mit den zwei am Fuße des Berges liegenden Weilern nach Waldſtetten, eine Stunde entfernt, eingepfarrt war, und der chriſtliche, ſo wie der Schulunterricht vernachläſſiget wurde, ſo bewerkſtelligte der am 19. März 1819 verſtorbene Graf Max von Rechberg die Abſonderung und Errichtung einer eigenen Pfarrei, welches 1767. den 18. Juni geſchah.

Man wird nicht leicht einen Berg finden, von deſſen Oberfläche man eine ſo reizende Ausſicht genießet. Die ganze Gegend um den Berg her iſt mit Dörfern, Weilern und vereinödeten Höfen gleichſam beſäet, und es ſchließt ſich immer ein lebender Gegenſtand an den andern an, bis zum entfernteſten Horizont.

Wendet man ſich zum nördlichen Halbzirkel des Geſichtskreiſes, wohin man allerdings die ausgedehnteſte Ausſicht hat, ſo liegt links gegen Weſten der Hohenſtaufen mit dem Dorfe, die Dörfer und Weiler Wäſchenbeuren, Maitis, Lingling, Reitprechts, Metnang, Straßdorf und die dermalige Oberamtsſtadt Gmünd; rechts hingegen gegen

Oſten die Dörfer Unterwaldſtetten, Bekringen, Bargen, Eckingen, Herrlighofen und Muthlangen.

Kehret man das Angeſicht gegen Süden, ſo erſcheint Hohenſtaufen zur Rechten, Ottenbach, Kitzen, Krumwälden, Groß- und Kleineißlingen, Göppingen, Salach, die Schlöſſer Staufeneck, Ramſperg und Scharfenberg, zwiſchen welchen zwei leztern Donzdorf im Thale liegt, Reichenbach, Winzingen, Wißgolding, und das hintere und vordere Weiler-Rechberg dicht am Fuße des Rechbergs auf der Gebirgs-Stufe, auf der er gleichſam aufſizt; und dieß ſind nur die nächſten Orte, wovon die weiteſten kaum zwei Stunden entfernt liegen.

Ich habe jezt die tauſend Höfe noch nicht genannt, die auf allen Anhöhen, in allen Thälern, in allen Wäldern, an allen Ecken und Enden hervorblicken; ich habe noch nicht geſagt, daß die ganze Gegend aus den fruchtbarſten Feldern, Aeckern, Wieſen und Gärten beſtehe, daß ſie von den niedlichſten Laub-Nadel-Holz-Wäldchen, Bächen und Flüßchen durchkreuzt

werde, und daß dieſes manichfaltig lebende und webende Bild auf dem Hohenrechberg, wie eine zierlich ausgebreitete Landcharte ſich vor dem Auge entfalte.

Man dehne ferner die mahleriſche Landſchaft weiter, man fahre mit dem Auge rings umher von den nächſten Orten bis an den letzten Punkt des Geſichtskreiſes, man laſſe ſich die hundert Gegenſtände der Orte, die ſich wie Glieder einer Kette aneinander reihen, und an die ſich immer eine kleine Erinnerung der Vorzeit bindet, erklären, ſo bekömmt man nach und nach eine ſchwache Idee von dem unermeßlichen Bilde, das ſich auf dem Rechberg dem Wanderer darſtellt.

Die entfernteſten Gegenſtände ſind gegen Oſten, das Schloß Ellwang und der ſogenannte ſchöne Berg dann Roſenberg. Gegen Norden der nun abgebrannte Eintorn bei Hall. Gegen Weſten Hohenheim, die Solitüde hinter Stuttgardt, und damit ich das Seelgeräth und die Ruhſtätte der Hohenſtaufen nicht vergeſſe, das nur zwei Stunden entlegene ehemalige Benedictiner-Kloſter Lorch. Gegen Süd-Oſten und Süden nähern ſich die Albuch-Ge-

birge bis auf eine und zwei Stunden, mithin iſt hier die Ausſicht beſchränkt; aber eben dieſes thut dem ermüdeten Auge wohl, indem es an den ſchönen Contuuren der nahe hinziehenden Gebirge ausruhet und ſich ergötzet.

Wer kann, verſetze ſich zugleich im Geiſte in das eilfte und zwölfte Jahrhundert, wo eine Stunde entfernt, die ſchwäbiſche Kaiſerburg im höchſten Schimmer ſtrahlte, und der ganzen Gegend eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Pracht ertheilte; wo die Rechberge Ulrich und ſein Sohn Hildebrand als Marſchälle des Herzogthums Schwaben, folglich als primi Ministeriales, Principes militiae equestris und Judices Castrenses auf ihrer altväterlichen Burg wohnten, und ich glaube kaum, daß ein Ort in Deutſchland zu finden ſey, der für den Deutſchen ſo anziehend ſey, als Rechberg.

Wir ſteigen nun von der oberen Plattform des Berges hinunter auf den Felſen, worauf das Stammſchloß der Familie ſtehet, welche dem Berge eine ſolche Berühmtheit verſchafft hat. Eigentlich iſt es ein vom Hauptberg abgeſonderter Hügel, in deſſen Mitte ſich

der Fels erhebt, auf dem die alte Burg ruhet. Man kömmt in den erſten Vorhof des Schloſſes auf einer groſſen ſteinernen Brücke, welche über das, den Berg vom Hügel trennende Thälchen führt und ehedem bei dem letzten Jahr mit einer Aufziehbrücke verſehen war. Dieſen Vorhof ſchlieſſen verſchiedene Oekonomie-Gebäude ein, worunter ſich auch die Wohnung eines Schloß-Wächters befindet. Nun gehet man über eine hölzerne Brücke, die über einen ungewöhnlich tiefen Graben geſchlagen iſt, der den Felſen von dem erſten Vorhof trennet, und rings um ihn herläuft.

Dieſe Brücke hatte ebenfalls eine Aufziehbrücke am Ende, ja man konnte ſie ehemals ganz abtragen. Sie führet unter das zweite Thor, worunter das Burgverließ ſich befand, und wahrſcheinlich einen hohen Thurm vordem über ſich hatte.

Von da gehet man zwiſchen dem Schloßgebäude und der innern Umfangsmauer auf das dritte Thor zu. Bei dem Eintritt in daſſelbe ſieht man ſich in ein enges Dreieck, welches die zuſammen laufenden Gebäude bilden, eingeſchloſſen, aus dem man endlich durch ein viertes Thor in den innern Vorhof kömmt,

zu dem mehrere Staffeln hinaufführen. In dieſem Vorhof befindet ſich nichts, als eine ſehr tiefe, in den Felſen gehauene Ciſterne, die ſich von den Regenwaſſer füllet, welches ihr von den Dächern in Rinnen zugeführt wird. Man weiß nie, daß es an Waſſer mangelte, auch bei der größten Trockene.

Das Wohngebäude oder eigentliche Schloß hat die Form eines Hufeiſens, wovon die Oeffnung mit andern angehängten Gebäuden geſchloſſen wird. Die ganze Bauart zeuget von einem hohen Alterthume. Der erſte Stock iſt von den ſtärkſten Sandſtein-Quadern, welche man am Berge findet, aufgeführt. Die andern zwei Stöcke ſollen von aufeinander getibelten Balken (in der Zimmermanns Sprache) beſtehen. Es iſt nicht von einer Bauart. Man bemerkt viele Stellen, wo ſpäter angebaut und ausgebeſſert wurde. Man kann auch die innere Einrichtung nicht mehr beurtheilen, indem hier meiſtens alles neu iſt.

Obſchon ſeit 1585 Niemand von der Familie mehr hier wohnte, ſo iſt es doch ziemlich im baulichen Weſen unterhalten; aber eben deßwegen wurden keine

Koſten für eine bequemere und zierlichere Ausſtattung verwendet.

In dem untern Stock befindet ſich die alte Schloß-Küche, der Pferdſtall, ein Paar Domeſtiken-Zimmer und ein großer Holzſtall, worin ehemals eine Stoß-mühle ſtand.

In den zweiten und dritten Stock ſtieg man durch eine ſteinerne Schneckenſtiege, die in einem hohen Thurm angelegt war. Zwiſchen 1652 und 1660 wurde der Thurm abgetragen und die Staffeln in das Schloß Illeraichen geführt, wo ſie wieder eine Schnecken-ſtiege bilden. Hohenrechberg und Illeraichen gehörten damals dem Grafen Johann von Rech-berg. Jetzt führet eine gemeine, bedeckte Stiege in beide Stockwerke.

In dem zweiten Stock befindet ſich die Wohnung der ehemaligen Beamten mit den Kanzleizimmern, und die Küche. Auch war hier die alte Burg-Kapelle, die nun verlaſſen iſt; aber noch die Kennzeichen eines ho-hen Alterthums zeigt. Im dritten Stockwerk iſt ein

groſer alter Saal und einige Zimmern für die Herrſchaft, wenn ſie hie und da den Berg beſucht.

Seit obgenanntem Jahre 1585, wo der Letzte der Hohenrechbergiſchen Hauptlinie ſtarb, wohnten bloß die Beamten der Herrſchaft hier, und itzt iſt es die Wohnung des herrſchaftlichen Jägers.

Ganz anders verhält es ſich mit den Befeſtigungswerken, welche das Schloß umgeben. Die Mauern und Thürme ſind theils verfallen, theils werden ſie durch die Witterung immer mehr verzehrt. Die Thürme ſtunden rings an der äußerſten Mauer her, welche den tiefen Graben umgab, und waren wahrſcheinlich meiſtens bewohnt. Einer von ihnen zeichnete ſich durch ſeinen coloſſalen Umfang und ſeine Höhe, beſonders aus, und dieſer war durch einen Gang mit dem Schloß verbunden. Weil er aber dem Einſturz drohete, ſo mußte er erſt zu unſerer Zeit vollends abgetragen werden. Die Burg hatte auch Vorwerke, welche aber kaum noch einige Spuren hinterlaſſen haben. Der Berg außer der Ringmauer iſt hie und da durch Gewölbe und unterirrdiſche Gänge ausgehölt. Die Landleute behaupten, daß von der Burg aus ein ſolcher

Gang bis nach Hohenſtaufen gefuͤhrt habe. Wahrſcheinlich iſt dies blos von einem durch den Wald gehauenen Gang zu verſtehen, womit der Erdruͤcken, welcher die zwei Burgen miteinander verbindet, ganz bewachſen war.

Man genießt im Schloß die naͤmliche ſchoͤne Ausſicht, wie auf dem obern Theil des Berges; nur wird ein Theil derſelben von dieſem verdeckt.

Den Urſprung der Burg anzugeben iſt ſehr ſchwer. Er verliert ſich in das hoͤchſte Alterthum hinein.

Man hat Spuren, daß vier Bruͤder mit den rothen Loͤwen (auf dem Schild) wodurch die Rechberg vor der Annahme der itzigen Benennung kennbar waren, in einer Schlacht bei Hauſen im Thale mit andern von einem fraͤnkiſchen General Rumelius unter Pipin von Heerſtall († 774) gefangen und hieher gefuͤhrt wurden. Hier nahmen ſie das Chriſtenthum an, und bauten ſich eine Wohnung. Die Erzaͤhlung der Chronik bekommt dadurch eine Wahrſcheinlichkeit, weil gerade unter Pipin von Heerſtall die heidniſchen Schwaben ſich haͤufig em-

pörten, und ſeine Herrſchaft nicht anerkennen wollten; Pipin die irländiſchen Miſſionarien ſehr begünſtigte, und durch das Schwert unterſtützte; um dieſe Zeit ein General oder Herzog Rumelius die Truppen in Schwaben kommandirte; die Rechberge ſich noch von rothen Löwen ſchreiben, und in der Nachbarſchaft des Rechbergs ſich ein Thal befindet, welches das Chriſtenthal heißt, was auf die Anſiedelung der Chriſten hindeuten könnte. *)

Nach dieſer Erzählung fiel alſo die Erbauung der Burg Rechberg zwiſchen 650 und 700 nach Chriſtus Geburt.

Indeſſen haben wir erſt ſeit der Zeit, in der die adelichen Familien anfiengen, ſich von Gütern zu ſchreiben, nämlich vom zwölften Jahrhundert, gewiſſe Nachricht von dem Daſeyn der Burg Hohenrechberg.

---

*) Ich kann mich hier auf die nähere Beleuchtung dieſer Angaben nicht einlaſſen. Sie ſind in meiner Geſchichte der Familie von Rechberg, die noch im Manuſcipte vorliegt, kritiſch auseinandergeſetzt.

Ulrich von Rechberg kömmt als Marſchall der Herzoge von Schwaben zu Hohenſtaufen in den Urkunden des zwölften Jahrhunderts häufig vor, und zwar in Urkunden, die in der Gegend ausgefertigt wurden. Ihm folgte ſein Sohn, Marſchall Hildebrand v. R., der erſt nach 1225 ſtarb. *) Dieſer hatte zwei Söhne Conrad und Ulrich. Dem erſten wurde die Stammburg Rechberg und dem andern Rechberghauſen beiderſeits mit den dazu gehörigen weitſchichtigen Beſitzungen. Ulrichs Nachkommen zu Rechberghauſen ſtarben im Anfang des fünfzehnten Jahrhundert gänzlich aus; Conrads Kinder und Enkel zu Rechberg aber dehnten ſich auf vier Hauptlinien aus, wovon die Jüngſte zu Weiſſenſtein noch allein blühet. Seit Ulrich dem Marſchall gieng die Burg von Hand in Hand der Familie bis auf den gegenwärtigen Beſitzer Graf Alois von Rechberg und rothen Löwen herunter. Sie muß alſo auch bereits im zwölften

*) Die gleichzeitigen Biſchöfe Ulrich von Rechberg zu Speier, und Seyfried v. R. zu Augsburg waren nicht Väter der Marſchälle Ulrichs und Hildebrands ſondern urkundlich Ulrichs Söhne und Hildebrands Brüder.

Jahrhundert, ja ſchon lang vorher exiſtiret haben, weil ſich ſonſt die Familie davon nicht hätte nennen können, und ſie eben damals als eine der erſten Familien unſerer Gegend glänzte.

Die Burg hieß Rechberg. Erſt 1323 in einer Graf Helfenſteiniſchen Vertrags-Urkunde mit dem Kloſter Adelberg ſchrieb ſich Albert von Hohen Rechberg und dieſe Benennung blieb ihr von dieſer Zeit an in allen Urkunden.

Der Name ſelbſt leitet ſich von Reh her, welches das ſchwäbiſche Landvolk Rech ausſpricht. Dieſe Thiere ſollen ſich ehemals auf und an dem Berge häufig aufgehalten haben, weswegen er den Namen Rehberg erhielt. Die Burg und ſo auch die Familie nannte ſich alſo in unſern Urkunden Reh- Rech- Reuch- oder Raichberg, je nachdem der Schreiber ſelbſt eine Mundart ſprach.

Die Familie führt wegen Rechberg auf dem Helm einen Rehbock mit rothem Geſtämm, und im Schild die alten zwei aufrecht ſtehenden, einander die Rücken kehrenden rothen Löwen.

Die Burg war nie ein Raubſchloß; aber doch hatte ſie ein Paar harte Stöße, die bekannt ſind, auszuhalten. Vor der Erfindung des Pulvers ſcheint es, daß ſie jedem Anfall trotzte; allein in der Folge konnte ſie nicht mehr widerſtehen. Wegen der Nachbarſchaft der ehemaligen Reichsſtadt Gmündt, obſchon ſie ſelbſt und ihre angeſehenſten adelichen Bürger, Vaſallen der Familie waren, hatte ſie immer einen zweideutigen Stand neben ihr. 1449 den 29. September zogen die Rothweiler für die Burg. Nur 19 Mann vertheidigten ſie. Sie wurde im Sturm genommen und 18 von ſelben ermordet. Im letzten Jahre des dreiſigjährigen Kriegs 1648 wurde ſie von der franzöſiſchen Beſatzung zu Schorndorf auf eine liſtige Weiſe eingenommen und fürchterlich zugerichtet.

Ich will jetzt nur noch von ein Paar Geiſtergeſchichten Meldung thun, nämlich von dem Rechbergiſchen Klopferle und dem Staufer-Geiſt.

Der Erſte ließ ſich bei dem Tode eines Jeden aus der Familie durch Klopfen hören, und zwar fieng er zu klopfen an, ſobald keine Rettung mehr für den Kranken übrig war, und fuhr fort bis er verſchied.

Er ſoll ſich aber nicht blos in der Stammburg, ſondern in allen, ſogar ehemaligen rechbergiſchen Häuſern hören laſſen. Der Urſprung dieſes Klopferle wird ſo angegeben: Ulrich von Rechberg, der Fideicommiß-Stifter, hatte einen großen Hund, welcher ſo abgerichtet war, daß er in ſeiner Abweſenheit durch ihn Briefe in einer am Hals hangenden ledernen Taſche ſeiner Frau auf die Burg ſandte. So war dieſer Hund ehemals auf einem alten Getäfelwerk zu Weiſſenſtein im ſogenannten Reithaus abgebildet. 1496 war Ulrich verreiſet, und ſandte längere Zeit keine Briefe. Seine Frau, Anna von Benningen, war darüber ängſtig. Sie betete alle Tage in der Burgkapelle. Eines Tages klopfte Jemand an der Kapellthüre; ſie wurde darüber ungehalten, weil ſie einen Domeſtiken vermuthete, der wohl wiſſen konnte, daß man ſie im Gebet nicht ſtören ſollte. Weil nun das Klopfen fortdauerte, ſo ſtand ſie vom Betſtule haſtig auf, ſagte: ich wollte, daß du immer fort klopfteſt, und öffnete die Thüre, um den Thäter zu zanken. Allein der Hund ſtand vor ihr ohne Brief, und ſchmeichelte ihr mit trauriger Miene. Bald darauf erhielt ſie die Nachricht von dem Tode ihres Herrn. Von dieſer Zeit

an ſoll es nun immer in der Burg klopfen, ſo oft ein Rechberg ſtirbt.

So wird dieſe Begebenheit in zweihundertjährigen Familienſchriften geleſen und ſo erzählten ſie die Beamten, welche auf dem Schloß wohnten.

Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß Ulrich nicht zu Hohenrechberg ſtarb. 1496 den 10. Sept. zeigte ſeine Frau den Tod ihres Herrn dem Magiſtrat zu Ulm an, und lud ihn zum Leichenbegängniß auf den 26. Sept. nach Donzdorf ein. Es iſt nicht glaublich, daß man ſeinen Leichnam 16 Tage zu Hohenrechberg liegen ließ, wenn er allda geſtorben wäre. Es ſcheint alſo, daß ihn der Tod auswärts übereilt habe, und daß ſein Leichnam erſt bis den 26. Sept. konnte herbeigeführt werden, um ihn in dem Familien-Begräbniß zu Donzdorf zu beerdigen. Nach dem Nekrolog des Kl. Thierhaupten ſtarb Ulrich bereits am 9. Sept.; aber wo? wird nicht geſagt.

Der Staufer Geiſt iſt ein Licht, welches bei Sturm und Regen, oft in entgegengeſetzter Richtung von Hohenſtaufen bis nach Hohenrechberg wandelt. Nach geläuteter Betglocke Abends ſieht man ihn am

Hohenſtaufen liegen (ich bediene mich der Sprache der Landleute) und da ſey es, als wenn man in einen angezündeten Backofen hinein ſähe. Auf einmal erhebt ſich der Geiſt, nimmt ſeinen Weg auf dem ſchmalen Erdrücken, welcher Hohenſtaufen und Hohenrechberg zuſammen bindet, bald langſam, bald ſchnell hüpfend und ſpringend über die Tannen, geht links an der Burg vorbei, bis in die Häge, einige Häuſer gerade unter der Pfarrkirche auf dem Berg. Von da kehrt er auf dem nämlichen Wege zurück, und bleibt bis zur Betglocke am Morgen am Hohenſtaufen liegen, wo er ſohin verſchwindet.

Dieß Phänomen erſcheint nicht alle Tage, ſondern nur hie und da, beſonders aber zur Herbſtzeit. Daß es der gemeine Mann für ein übernatürliches Weſen halte, zeigt ſchon der Name an, mit dem er es benennet. Uebrigens iſt der Staufergeiſt nach ihrer Erzählung von guter Art, und beleidiget Niemanden.

Dekan des Landkapitels Geißlingen und Pfarrer zu Donzdorf

J. A. Rink.

## Ueber
## den erſten Herzog von Würtemberg,
## Eberhard den Bärtigen,
## oder
## Rechtlichkeit und Kenntniſſe im Bunde.

---

Wirtemberg verehrt in ſeinem erſten Fürſten einen großen Mann, der es zum Unterſchiede von andern darauf anlegte, ein großer Menſch zu ſeyn, weil er den Staat für die Menſchheit, nicht dieſe der Staaten wegen geſchaffen hielt. Deshalb konnte er wohl darauf rechnen, daß einſt die Geſchichte fragen würde, ob er im Staate das Eigenthum einer Perſon, einer Körperſchaft, oder aber ein Gemeinweſen gedacht habe? er konnte ſicher darauf rechnen, daß man ihn im letz-

tern Falle einſt im Lichte des Areopags unter den freien Athenern als Haupt und Seele einer anſehnlichen Verbrüderung betrachten würde. Aber ſein tiefblickender Geiſt mußte bald erkennen, daß, wenn er ſich in das Verhältniß des Areopags zu Sokrates ſtellte, ihm eine noch weit größere Aufgabe nicht von dem Volk, ſondern von Dem gegeben war durch, welchen höhere ſittliche Zwecke geheiligt und geboten ſind; indem er dazu geboren ſchien, den Fragepunct zu verfolgen, ob auch dann, wenn ſich der große Haufe, wenn ſelbſt das Geſetz über Sokrates täuſchen könnte, dieſer demſelben entfremdet werden, der Menſch jedesmal dem Bürger weichen müſſe? Dieſe Frage konnte Niemand ſo nahe wie dem Fürſten *) liegen, weil er

*) Im Fürſten die Einheit beſtimmter Geſeze zu denken fällt weit leichter, als bei verſchiedenen Körperſchaften. Mithin kann auch unter rechtsliebenden Fürſten lebendiges, wiſſenſchaftliches Forſchen der Geſeze, tüchtige Geſezgebung, wie richterliche Anwendung am eheſten gedeihen. Dieß veranlaßt die Meinung, Völker lieben die Philoſophen ſo wenig als Rechtswillkühr. Wenigſtens gibt eine blos geſchichtliche Rechtsbehandlung den Geiſt weder des allgemeinen noch beſondern Rechts, am wenigſten ihre gegenſeitige Beziehung. Gelingt es ihr aber, die veränderte Lebensverhältniſſe anzudeuten, er-

darum auf dem Gipfel zu ſtehen ſchien, um der Erſte im Volke, auch von den Stralen der Wahrheit zuerſt erleuchtet zu werden.

Was dagegen weder in Eberhards Macht, noch in ſeiner Berechnung lag, war die Dauer beabſichteter Uebereinſtimmung des höchſten Rechtsgrundvertrags in Wirtemberg mit dem naher oder ferner Völker von rein-ſittlichem Gefühle oder gleicher Bildungsſtufe, wenn ſie nicht durch freie Verfaſſung ſtets neuvermittelt werden konnte. Von dem erſten Augenblick ſeiner Volljährigkeit an ſtrebte er daher mit ſteigendem Eifer, jeder Regentenhandlung dadurch Würde zu geben, daß er ſie mit Volksſitte befreundend rechtskräftig auf die Dauer behaupten könnte. Edel und hochherzig hätte Er, wenn nicht ſein Wirkungskreis beengt, oder gar dadurch aufgehalten worden wäre, die Freiſtandſchaft aller Landgenoſſen hergeſtellt. Da indeß bei auffallender Ungleichheit im Vermögen, der Lebensbedarf ſein Recht auf Abſonderung behauptete: ſo blieb nichts übrig

klärt ſie zunächſt den Richter auf, u. beide finden ſich nunmehr auf dem Standpunkte des Philoſophen.

als die ſeit dem im eilften Jahrhundert erfolgten Untergang der Gauen und Grafenrechte zu ungemeſſener Höhe gelangte erbliche Vogtei- (oder neue Grafen-) Gewalt einestheils ſtark genug zu erhalten, um das Volk gegen den herrſchluſtigen Einungsgeiſt der Groſſen ſchüzen zu können, anderntheils aber auch mit der geſezlichen Schranke zu umgeben, welche zwei Jahrhunderte darauf von den Hohenſtaufen für Italien wie für Deutſchland feſtgeſezt, von K. Rudolph I. erneuert, gleichwohl nur in Ländern wie Wirtemberg Anwendung litt, wo nicht wie z. B. in Baden eine Menge ſehr kleiner Theilganzen in einen gröſſern Staat zuſammengefallen war. Im J. 1220. hatte ſich nehmlich K. Friederich II. genöthigt geſehen, den geiſtlichen, ſo wie deſſen Sohn K. Heinrich im Jahr 1231. den weltlichen Ständen Urkunden auszuſtellen, wodurch die Landeshoheit geſezmäſſig werden konnte. Sie ſollten den Rath der Vorſteher der Klöſter, der Gutsbeſizer u. Städte, als der Gröſſern u. Beſſern des Landes hören, ſo wie der Kaiſer in Reichsſachen die, wie wahrſcheinlich, das Recht anerkennenden Reichsſtände zu Rathe zog *). Kleine Länder alſo, in wel-

*) Die Worte d. berühmt. Reichstagſchl. v. Worms v. 1. Mai 1231. waren: ut neque principes neque alii

chen es weder Klöſter, noch Ritterſize, noch Städte gab, erhielten auch die landſchaftliche Verfaſſung nicht. In Wirtemberg dagegen, wo — der freien Städte, *) der Menge Edler u. Klöſter nicht zu gedenken — ſchon von den allemanniſchen Herzogen her Landgerichte im Andenken waren, wo ein Graf Eberhard der Milde einen ſo groſſen Kreis ſelbſtſtändiger Nachbarn um ſich verſammelte, um was gethatet werden ſollte, feierlich mit ihnen berathen zu können **), durfte man ſich

---

quilibet constitutiones vel nova jura facere possint, nisi majorum et meliorum terrae consensus primitus habeatur. Dieſe merkwürdige Urkunde ſteht in P. Oeſtreichers Denkwürd. d. St. Kunde Deutſchlands B. I. H. II. 1809. 8. Erläut. e. 1 S. 19. Rudolphs I. Landfrieden ſ. in Lehmanns ſpeir. Chronick B. V. C. 8.

*) Sie werden zum Theil nach des Vormunds der Wirtemb. Grafen, Ludwig u. Ulrich, des Gr. Rudolph v. Sulz Lehen-Verzeichniß vom J. 1420. zu den Reichslehen gezählt. ſ. Steinhofer Th. 2. S. 705.

**) Wie dieß in der Folge Hz. Ulrich in einem eignen Gemälde, das noch in K. Kunſtkammer zu ſehen iſt, zur Ehre ſeines gräflichen Regierungs-Vorfahren veranſchaulichen ließ.

dieſem Gebot in die Länge nicht wohl entziehn. Die Form war auch den deutſchen Sitten völlig gemäß. Der Vogt konnte hiebei als Stabhalter wirklich eine Art Gerichtsbarkeit üben, wobei die Verordnete ihm auch in Verwaltungsſachen, wie häufig bei Gerichten geſchah, ihr Urtheil wieſen. Denn auch bei Gerichten wurden potiores vom Gaue als Schöpfen gebraucht. Und was von ſolchen Urtheilsweiſern nach deutſchen oder ſchwäbiſchen Urrechten zu Begründung eines feſtern Standes u. Beſchränkung richterlicher Willkühr geſprochen ward, blieb zwar immer der Aenderung, aber doch nicht ohne ihr Wiſſen, alſo nicht ohne Genehmigung der Stände unterworfen. So mannichfach hatten namentlich Wirtembergs Regenten bei Güterkauf und in koſtſpieligen Kriegen die Unterſtüzung aller Stände erprobt. Sollten ſie nun Städte und Dörfer nach Belieben verkaufen, Steuern, wie ihnen gutdäuchte, erhöhen können? Eberhard hatte eines wie das andere laut mißbilligt, und doch ſollte es ihm nicht gelingen, beides geſezlich ſich und ſeinen Thronfolgern auf immer zu vergeben. Denn nicht nur hatte ſich hierüber kein Reichsgeſez erklärt, ſondern die mit dem Regenten geſchloſſene Verträge galten als ſolche meiſt nur für Ausnahmen und beſondere Fälle. Von

der andern Seite waren Landes- und Lehenverhältniſſe beim Adel zu unterſcheiden; fremde und einheimiſche Dienſtleute, wie das Verhältniß der Lehnsträger zum regierenden Hauſe wurden in Fällen beherzigt, wo dieſes bei Geſetzberathungen auf Landtägen mit der Obliegenheit des Hauptes in Zwieſpalt gerathen konnte. So war auch oft bei Prälaten der Schirmherr und deſſen Geſinnung hinderlich, um ihnen ſolche Urtheilsweiſung anvertrauen zu können, und es ſcheint überhaupt, daß bei den zwei höhern Ständen wenigſtens bis auf Eberhard von einer rechtsbeſtändigen Geſammtheit derſelben nicht anders die Rede ſeyn konnte, als ſofern der Sprachgebrauch ſie der Landſchaft gegenüber ſtellte. *) Im Ganzen banden ſich

---

*) Die ſ. g. Landſchaft verlangte nie eine eigne Geſammtheit zu ſeyn, ohnfehlbar weil ſie häufig mit dem Regenten das geſammte Volk zu vertreten berufen ward. Wollten die übrigen Stände ihre Geſammtheit der Volksgeſammtheit entgegenſtellen, was jedoch bei Rechtsberathungen ſicher noch nicht geſchah, ſo mußte zuvor ausgemacht ſeyn, ob das Eigenthum abgerechnet, worüber nie Streit war, auch noch beſondre, beſtimmten Perſonen u. Geſchlechtern zuſtändige Rechte gelten ſollten? Konnte man dieß in der Anwendung nicht leugnen,

ohnedieß hiebei die Schöpfen ſelbſt nicht an das ſtrengſte Recht, ſondern, wenn der Fall nicht durch ein gemeines Urtheil beſtimmt war, beſtimmten ſie ihn neuerlich und zwar auf eine Art, welche ſie für die billigſte und gemeinnüzigſte erachteten. So war die Gerichtsbarkeit im Staatsrechte in der Hand Eberhards aus der oberſten Macht des Landesfürſten und aus dem Rechte der Untergebenen zuſammengeſezt, und wie ihn bei ſeinen verſchiedenen Verordnungen z. B. der vom Hofgericht Offenkundigkeit und Bewahrung herkömmlicher Befug-

---

wozu noch Rechte von Geſammtheiten? Etwa weil der dritte Stand durch die andern überſtimmt werden konnte? Aber deſſen Mündigkeit hatte ſich dieſen nie nachtheilig gezeigt, ſie war ſtets aufs Allgemeine gerichtet, und in ſo weit mit dem Grundſatze der Regierung, ohne welche nie ein Beſchluß möglich war, einverſtanden. Somit mußten die andern ihr Recht für ſich allein ſuchen, wenn ſie ſich nicht zu einem beiden Theilen anſtändigen Compromiß, wie der Regent ſelbſt verſtanden. Geſammtheiten ohne Rechtsſprecher oder Obmann hätten nichts gefördert, und hemmten eben ſo wenig, ſo lange noch die Regierung und Stände ein unzertrennliches Ganzes machten. Dies war aber gerade damals der Fall. Wie hätten da Partheiungen aufkommen mögen?

niſſe beſtimmte, ſo wußte er auch die von der Macht deutſcher Könige und Kaiſer herſtammende Gewalt neben der gutsherrlichen, das Landgericht, die Landvogtei neben den Gerichten der Hof- und Lehnsgenoſſenſchaften rechtsbeſtändig in Anſehen zu erhalten. Sein Hauptverdienſt ſollte hier vorzüglich in Behauptung des Grundgedankens uralter Geſetze, nicht in neu aufrichtender Fortbildung oder Umſchmelzung beſtehn. So viel wir überhaupt dem Namen nach von Landtägen in der wirt. Geſchichte wiſſen, iſt nirgends von erſter Einführung derſelben die Rede. Schon Eberhard der Erlauchte und der Gräner, wie deſſen Bruder hatten ſich in Rechtsverhältniſſen und ihrer Benüzung häufig der Städte als Beiſtandes bedient, ſie mit Vollziehung ihrer Rechte beauftragt, mit Bürgern ſelbſt ſich in vielem verſtändigt: wie wollte man da mit dem Beweiſe aufkommen, daß ſie nie mit ihnen gelandtagt hätten? Und da auch anderwärts Landtäge das Werkzeug waren, wodurch manches von Fürſten an Auswärtige und von dieſen wieder an den Fürſten zurücklief: ſo wäre denkbar, daß aus jenem von Hzg. Ulrich veranſtalteten Gemälde auf Eberhard den Milden die etwa zugezogene Landſchaftsglieder blos darum weggeblieben ſeyn, weil Hz. Ulrich damit dem ſchwäbiſchen Bunde

Ehrfurcht einflößen wollte. Wenn aber auch der Urſprung der Landtage früher fällt, als man von ihnen in der Geſchichte liest: ſo ſcheint doch das Vertrauen, welches Eberhard der B. ſo häufig in die Landſchaft ſetzte, zunächſt ſchon aus dem Wunſche nach Einheit in dem ausgeſprochenen Willen der freien Friedens- oder Rechtsverträge als dem Kennzeichen wahrer Geſammtheit des Volks, und der Quelle aller beſondern Auslegung, Anwendung, Ergänzung und Entwicklung für beſondere Verhältniſſe, wie auch der Vermeidung bloßen Zufalls und bei freien Eidgenoſſenſchaften an ſich ſo denkbarer Willkühr gefloſſen zu ſeyn. Ohne den dritten Stand war einmal Geſetzgebung und Staat ein leerer Traum; für jene Einheit taugten beſonders Geſchäftsmänner, die jenes Bedürfniß der Einheit am meiſten empfanden, und darum in den Zeiten vor Einführung der Geldwirthſchaft hauptſächlich beigezogen wurden. Dagegen war der ausſchließſende Innungsgeiſt, welcher die Geiſtlichkeit ſchon früher in Italien bewogen hatte, mit den mittelbar zur Hülfsleiſtung verpflichteten Gütern ihrer Bauern aus dem Staatsverband herauszutreten, um weder Steuern noch Leiſtungen übernehmen zu müſſen, ein deutlicher Wink, wie wenig man auf den allgemeinen Rechtsſinn

der Prälaten bauen könne, wenn ſchon der ordentliche Steuerfuß, auf den ſich gegen Ende der Regierung Eberhards bezogen zu werden pflegt, eine frühere Erledigung dieſes Gegenſtands auf unbekannten Landtägen vorauszuſetzen ſcheint, die Steuererhöhung aber auf eine Anzahl Jahre blos mit einzelnen Städten, Aemtern, Klöſtern und nicht auf Landtagen verhandelt worden war. Indeß, wenn gleich erſt im Jahr 1480 ſcheinen ſich die Prälaten endlich doch aus Achtung für Eberhard zum Beitritt verſtanden zu haben; bei ihrem Einfluß auf Volksbildung konnte er die Feſtſetzung des Kreiſes ihrer Anſprüche nicht dem Zufall überlaſſen. Aber was ſollte er ſich von der Ritterſchaft in einem Zeitpunkte verſprechen, wo ſie nach dem Geſtändniß eines ritterbürtigen Geſchichtſchreibers ſelbſt *) am tiefſten in der Geiſtesbildung geſunken war? Und doch wie wichtig hätte es für ihn ſeyn müſſen, Männer an Urtheilsfindungen für öffentliches Recht Theil nehmen zu ſehn, die ſonſt von Staatsherrſchern bei erheblichen Streitigkeiten zum Aus-

*) Des Vf. der Nachrichten vom Geſchlecht der von Schlieben.

trag *) erwählt worden waren, und die wenigſtens das Vorurtheil für ſich hatten, daß ſie eine gereifte Urtheilskraft, eine gründliche, obwohl nicht aus Büchern

---

*) Ein ſolcher Austrag könnte dann gleichfalls der Gegenſtand obenangeführten Gemäldes geweſen ſeyn, wo Eberhard der Milde von 24 Perſonen höhern Standes, worunter nebſt dem Abt v. Elwangen auch der Biſchof v. Coſtanz u. Augsburg war, umgeben iſt. Wenigſtens ſcheint Hz. Ulrich den Zweck der Zuſammenkunft ſo genommen zu haben, da er ſie in der Aufſchrift zu Räthen ſeines Vorfahren macht. Nun wurde wirklich im Jahr 1393 mit Markgr. Bernhard von Baden ein zehnjähriger Bund geſchloſſen, wonach alle etwa entſtehende Mißhelligkeiten durch ihre eigene Räthe geſchlichtet werden ſollten. Eben ſo berief ſich noch Hz. Georg von Baiern-Landshut auf ſeine Räthe in Sachen den ſchwäbiſchen Bund betreffend. Es kam vornehmlich auf Bündniſſe und Vergleiche der Bundesverwandten an, wo einer dem andern zu Recht ſtehen wollte und mußte. So findet ſich auch ein Herzog von Teck, nämlich Conrad V. als Chur-Brandenburg. und Bair. Geh. Rath bei Gerken Diplomat. vet. March. t. I. p. 70.
Auch bei dieſer nach Allgemeinheit ſtrebenden Rechtspflege war ſomit Wirtemberg in einem weiten Kreiſe der Vorſtand, und leiſtete für ihre Dauer Gewähr.

erlernte Kenntniß der Landrechte und väterlichen Gewohnheiten mit genauem Ebenmaaß zwiſchen ſtrengem Recht und ſanfter Billigkeit einten; ſolche an der Hand der Erfahrung durch Welt- und Geſchäftskenntniß, durch täglichen Umgang mit allen Ständen abgerundete Männer hätten da leicht hervorſchimmern können, wo den dritten Stand noch wenig mehr als ſchlichte Einſicht, Redlichkeit und Berufstreue empfahl. Aber das Ende des Jahrhunderts muß ſie eben nicht vorzüglich geeignet gefunden haben, wenn man auch nur dem Glauben beimeſſen darf, was Ulrich von Hutten über ſeinen beſondern Gönner und Freund, den Mainziſchen Hofkanzler Eitel Wolf von Stein an Pirkheimer ſchrieb. *) Alles Uebrige auf den Landtagen ergab ſich aus der Beſchaffenheit der Umſtände und Verhältniſſe, wie allenthalben. Gleich im Jahr 1457, wo man zuerſt von denſelben in Wirtemberg lieſt, ſollten dieſelbe als Wehrburgen (Garanten) für öffent-

---

*) Multis tot jam annos pertinaciter existimantibus praeter equestrem dignitatem esse, literas scire: neque aliud magis aut prius invidiam apud nos peperit claro equiti Eitelwolfo, quam quod is hanc inprimis ob virtutem emersistet.

liche Treu und Glauben der Verwaltung dienen. Ihre Aufnahme in den Vormundſchaftsrath in einer kleinen Zahl beſtätigt die Meinung derjenigen, welche die Räthe der damaligen Fürſten für eine Art freigewählten Ausſchuſſes halten, wodurch die Rechtlichkeit der Regierung in eingeſchränktern Beziehungen verbürgt werden ſollte. Der Uracher Landtag im Jahr 1462 der erſte, welcher in die Regierungszeit Eberhards in ſeiner gräfl. Reſidenz Urach ſelbſt fällt, betraf Kriegsrüſtungen. Die Landſchaft in Ulrichs Gebiet ward wie die franzöſ. Stände des folgenden Jahrhunderts bei Gefangennehmung ihres Königs, das Werkzeug der Unterhandlung mit dem Ausland, aber für Aenderung der Regierungsmaßregeln blieb der Vorfall unbenützt. Nun folgt der Zuſammentritt beider Landſchaften über den ungetheilten Beſtand Wirtembergs. Da war es wohl gut und ſchön, Stadt und Amt allenthalben zu erregen, und doch ſah gerade der Theil des Landes, welcher, wie zu vermuthen, ſeiner Verwaltung (Ambacht, Amt) unter kleinen freien und gewöhnlichen Herrſchaften mit alltäglichem Gericht (jurisdictio batsa) ſeinen Namen verdankte, daß in ſ. g. Amts-Verſammlungen, wobei ſich auch Dorfſchultheiſen zum Zeichen einfinden mußten, daß ſie itzt

das allgemeine Verhältniß von Herrn und Unterthanen in der Staatsverbindung, nicht mehr das eines Lehnsherrn zu ſeinen Getreuen behaupteten — die Wahl für den Landtag nur auf Abgeordnete aus Rath und Gericht der Stadtobrigkeiten ſiel. Wohl mochte das flache Land der gröſſern Gewandheit der Städte in Zeiten vertrauen, wo dieſe noch keine Niederlagen des Ueberfluſſes waren, ſondern wegen allgemeinen, obſchon künſtlichern Bedarfs im wahren Vortheil noch nicht von jenem getrennt waren. Im Vertrage zu Urach 1474 wurde wohl — Dank der Fürſorge Eberhards — für Entſchädigung des Gr. Heinrichs geſorgt, allein weder Reichsverfaſſung noch Hausgeſeze wollten jenem väterlich leitenden Haupte geſtatten, auf Maasregeln zu denken, wodurch des leztern nur zu wahrſcheinliche Willkühr hätte abgewehrt werden können. Indeß gegen mögliche Verlezungen des Vertrags zum Nachtheil der regierenden Familie und des Landes bekräftigten die Städte denſelben mit ihrer Unterſchrift, indem ſie die Vortheile dankbar erkannten. welche die angebahnte Landes = Untheilbarkeit früher oder ſpäter ihrem Verkehr bringen könnte. Von Stunde an hatten ſie das Recht zu fordern, daß jede Abänderung des Vertrages an dem Wege gemeiner Berathſchlagung ge=

bannt ſeyn ſollte. Ein groſſes Werk war ſomit in ihre Hände gelegt, aber auch manches Unglück, das Graf Ulrichs Lande betroffen hatte, wie unter andrem im Kriege, den Markgraf Albert Achilles gegen Nürnberg und verſchiedene Städte führte, vor allem aber ſeine Gefangenſchaft hatte die Verderblichkeit der Trennung des Landes auch der regierenden Familie fühlbar gemacht: und je ungleicher die Gemüther in derſelben unter einander ſelbſt und gegen das Vaterland geſinnt waren, deſto wohlthätiger mußte die Bedachtſamkeit Eberhards erſcheinen, durch welche dieſes ohne alle Erſchütterung jenem Ziele entgegengeführt wurde. Denn ſchon vier Jahre darauf hatte Eberhard einen häuslichen Zwiſt Ulrichs mit deſſen Sohn beizulegen, und es war ganz dem allgemeinen Staatsrecht wie der Volksidee von demſelben gemäß, daß den Räthen drei Landesbevollmächtigte zur Seite ſtehen ſollten, um nach Befinden ein Urtheil zu weiſen, und das Land zur Aushülfe durch Steuern um ſo geneigter zu machen. Die Zukunft ſollte, wenn gleich erſt nach Eberhard erfahren, wie aus Uebel Gutes keimte; denn endlich folgte aus der Nothwendigkeit Steuern zu bewilligen, auch das vor dem griechiſchen Rechtsſinn den deutſchen, vor dem ſelbſtſtändigen, ſeiner ſelbſt wegen beſeſſenen und ſelbſtausge-

übten Antheil am Staate den der Volksſtellvertretung unterſcheidende Recht, bei jedem Anſinnen zugleich den Grund der aufgelegten Verbindlichkeit wiſſen zu wollen. Einſtweilen war es Eberhard, der in dieſem beſondern Falle den Ausſpruch that, die Stände fügten ſich dem erkennenden Urtheil deſſelben. Demohnerachtet fuhren Ulrich und ſein Sohn fort, das Hauptgut des Landes durch Verkauf einzler Stüke deſſelben zu ſchwächen, und es ergab ſich auch hier, daß mit aller Geneigtheit der Stände wenig geholfen war, wenn die vogteiliche Uebermacht ſich darüber zu erheben wußte, um ein gefürchtetes Volksrecht, das der Selbſtbeſteurung, im Keime zu erſtiken. Die Ritterſchaft aber blieb hier gefliſſentlich aus dem Spiele, weil ſie ihre im Lehnrecht begründete Steuerfreiheit leicht in einen bedenklichen Widerſtreit mit ihren Pflichten gegen das regierende Haus hätte bringen können. Als dagegen Ulrich im Jahr 1480 abdankte, und die beiden Eberharde ein Bündniß ſchloſſen, kommen nun das erſtemal Prälaten neben der Ritterſchaft in der Verſammlung vor, und das folgende Jahr fehlte keiner der erſten mit ſeiner beſtätigenden Unterſchrift. Ihre Abhängigkeit von dem Grafen war nach frühern Vorfällen unbezweifelt, und ſelbſt der Steuer-Pflicht konnten ſie ſich eben ſo wenig

als irgend ein Staatsgenoſſe mehr entziehen: es war alſo auch ihr eigener Vortheil, wenn ſie ſich durch Landſtandſchaft des Regenten Achtung erwarben; der gute Verſtand der ältern Grafen, nicht der Eberhards allein hatte ihnen dieſe Laufbahn eröffnet, die Reformation ſie folgenreich für die Zukunft gemacht. Um ſo feierlicher, ſollte man glauben, mußte der Beitritt aller drei Stände, und bei dem dritten von Städten und Aemtern zu dem Untheilbarkeitsgeſetze von Münſingen im Jahr 1482 erfolgen. Allerdings waren alle anweſend, und wurden um ihren Rath befragt, allein jeder der beiden Grafen hatte ſich den Schirm über ſeine Prälaten, ſeine geiſtlichen und weltlichen Lehen vorbehalten, die Landesvereinigung hatte alſo auch den letztern nicht gegolten. Es durfte demnach nur von der Landſchaft die Unterzeichnung begehrt werden; ohnedies hatten ſich die Grafen noch Abänderungen vorbehalten, wovon ſeiner Zeit nach ihrem Gutdünken die weitere Eröffnung folgen ſollte. Weil indeß deutſcher Sitte gemäß die Anweſenheit der übrigen auf eine ſ. g. Collaudation derſelben ſchließen ließ, ſo wurde an der Rechtsgültigkeit des Vertrags nie ein Zweifel erhoben. Als jedoch bald darauf der jüngere Graf Eberhard ſich nicht damit zufrieden ſtellte, ſo kam der

Stuttgardter Vertrag im Jahr 1485 zu Stand, worin vollends auch ſämmtliche ſowohl geiſt= als weltliche Lehen nebſt dem Schirm der Klöſter an Eberhard den Aeltern abgetreten worden ſind. Dagegen hatte man ein dem jüngeren Grafen ausgeſetztes Einkommen auf fünf Städte angewieſen, welche auf gleiche Weiſe, wie früher im Uracher Vertrage geſchah, ihrem nunmehrigen Inhaber preiß gegeben wurden. Bei einem ſo offenbaren Rückſchritt wurden die drei Stände nicht einmal vernommen, was allerdings ein in mancher andern Hinſicht verdientes, hier aber nur in ſo weit entſchuldbares Vertrauen zu Eberhard vorausſetzt, als man Grund zur Vermuthung hat, daß er im J. 1485 von ſämmtlichen Räthen und Amtleuten, die er nebſt einigen von der Landſchaft zu ſich rief, Vollmacht erhalten habe. Wenigſtens wäre ihre Einſprache dagegen wegen verſäumter Zuziehung inſofern unbillig geweſen, als der jüngere Eberhard Bedingungen übernahm, die bei den ſtändiſchen Verſammlungen ſelbſt noch nicht in Antrag gekommen waren, nämlich ſich aller Veräuſſerung von Landestheilen zu enthalten und die Steuern nicht eigenmächtig zu erhöhen. Denn im Münſinger Vertrag hatte man vom Letztern ſogar das Gegentheil den vereinten Grafen bewilligt, und nur wenn ſie

über die Größe des Steuerbeiſchlags nicht übereinkommen ſollten, dieſelbe alsdann die Prälaten, Ritter und Landſchaft herbei zu rufen, und ihrem Rathe beizutreten verpflichtet. Nunmehr ſollte der ältere Eberhard blos in bedeutendern Fällen und zwar nach früherer Weiſe d. h. in ſehr kleiner Zahl der Stände ſich ihres Rathes bedienen. So ſchien in einer hochwichtigen Angelegenheit hier wie dort alles blos perſönlich; und ein ſo einleuchtendes Volksrecht zwar immer lauter tönende natürliche Foderung, aber damit noch lange nicht zur gegründeten, unwiderruflichen Befugniß gereift. Doch Eberhards des Jüngern Bedrückungen führten im Jahr 1489 den Frankfurter Vertrag herbei. Da der ältere Vetter die von jenem innegehabten Orte ihm mit gewaffneter Hand entriſſen hatte, ſo mußte ſtändiſche Hülfe angerufen werden, und da vorſätzliche Zögerung auch dieſes vereitelte, ſo vertrat das Machtgebot K. Maximilians die Stelle eines Staatsverkommniſſes. Durch daſſelbe wurde der Münſinger Vertrag in gewiſſer Rückſicht beinahe völlig vernichtet. Eberhard d. J. erhielt ſeine Abfindung, und folgte einſt nur als Regent des einzigen Halbſcheits, den er ſelbſt vor dieſem Vertrag beſeſſen hatte, die andere Hälfte erhielt ſein Sohn oder derjenige Graf, welchen ſein

Vetter dazu beſtimmen werde. Als Vormünder regierten je vier aus den drei Ständen, von dem ältern Grafen ſelbſt gewählt bis zum achtzehnten Jahre des Erben vom Jüngern. Dieſer Ausſchuß entſchied zugleich, ob es nöthig wäre, etwas von dem Antheile des jüngern Grafen zu veräußern. Unnöthige Steuern durfte dieſer Regent nicht ausſchreiben. Für dieſen Vertrag, der erſt nach ſeinem Abſchluß den Ständen mitgetheilt wurde, leiſtete der ſchwäbiſche Bund Gewähr, und die Landſchaft verpflichtete ſich dazu. Sie konnte wohl nicht anders zufolge deſſen, was ſie beim Stuttgardter Vertrage hatte geſchehen laſſen. Wenn nur Eberhard d. J. ſich bei Annahme deſſelben beruhigt hätte! Für ſich am meiſten zur Ungebühr thäthig vertrug er ſich aufs neue zu Eßlingen im Jahr 1492. Das ungetheilte Wirtemberg wurde itzt, jedoch unter Beſtätigung des frankfurter Vertrags, dem jüngern Eberhard wirklich nach ſeines Vetters unbeerbten Tode verheiſſen. Ein ewiger Rath aus Landhofmeiſter und je vier Gliedern der Stände trat ihm dann zur Seite. Dieſe Dreizehn ſollten in ſeinem Namen regieren, und Steuern zu ihrer, nicht ſeiner Verfügung ſtehen. Nur in wichtigen Fällen durften ſie den Grafen zu ihren Sitzungen bitten. Keinen unter ihnen,

deren einen Theil der ältere Graf noch zu ſeinen Lebzeiten erwählt hätte, durfte der jüngere entlaſſen; ſie blieben nach vollbrachter Selbſtergänzung bis ins 20ſte Lebensjahr ſeines Erben und Nachfolgers beiſammen. Die beiden Grafen waren hier die Urtheilsweiſer; die Stände wurden blos befehligt, den neugeſchloſſenen Vertrag aus ſchuldiger Pflicht zu handhaben und zu beſchwören. Die Grafen ahneten hier alſo nicht einmal Widerſpruch, oder hielten ſich für berechtigt, Gehorſam zu fodern! Wie dem auch ſeyn mag: bei ſolcher Verkehrung aller Grundſätze, bei ſolcher Halbheit der ergriffenen Maasregeln konnte die, wenn gleich noch ſo gut gemeinte Abſicht unmöglich erreicht werden. Zwar handelte es ſich von einem Grundgeſetze, der Landesuntheilbarkeit: aber womit war die Nothwendigkeit bewieſen, ihm ſolche Opfer zu bringen daß Eberhard nicht einmal das Recht der Berufung auf die Stände vorbehalten ward, wenn er über jene Dreizehn zu klagen hatte? Offenbar verblendete der unſtäte Sinn des jüngern Eberhard über die Rechtlichkeit derer, die ihm gegenüberſtanden: man ſchien nach Recht und Pflicht gehandelt zu haben, indem man die Regierung aus den Ständen ſchuf, die ja wiſſen müßten, was eine gute Regierung ſey: man be-

dachte nicht, daß die der Regierung geſetzte Schranken allen, auch den aufgeklärten Regenten, ſomit auch ſelbſt- ſtändigen Räthen gelten ſollten. Zugleich war es bei Einberufung der Stände nicht um Herabſetzung der Regentenwürde, ſondern um die öffentliche Theilnahme zu thun, wozu eine Verfaſſung mit Ständen erziehen ſoll. Mit dem Erlöſchen dieſer Theilnahme aber er- ſtirbt zugleich der Sinn für die Heiligkeit des höchſten Rechtes der Bürgerfreiheit durch das Recht des Eigen- thums und die Sorge für perſönliche Sicherheit, ſomit der Erwerbungsmöglichkeit je nach den verſchiedenen perſönlichen Bedürfniſſen und des gleichen Antheils aller Staatsgenoſſen am höchſten gemeinſchaftlichen Gute, am Staate und an der Regierung. Freilich war die- ſer Antheil ſo lange unvollkommen, als die erbliche Vogteigewalt nicht durch die Steuerbewilligung der Stände in Schranken gehalten ward. Aber wie konnte man auf dies und alle ſtändiſche Rechte ſtillſchweigend zu Gunſten der 13 Erwählten verzichten, die nicht einmal angeſtammte Regenten waren? Wurde nicht auf ſolche Weiſe eine wichtige Bürgſchaft des Rechts, die Erblichkeit des Regenten, gröblich mißkannt, und das Recht der Willkühr preiß gegeben, ohne daß viel- leicht das größte Opfer derſelben, daß nämlich Eber-

hard im Fall einer Sinnesänderung je auch nur eine Einſprache dagegen hätte machen können? Konnte aber ſeine Einſprache nicht zugleich die Rettung der Volksfreiheit nach ſich ziehen? oder mußte dann im Voraus verdächtig ſcheinen der Verſuch ſeine Feſſel abzuſtreiſen, blos weil ſie vertragsmäßig übernommen war? aber in wie manche Aenderung geſchloſſener Verträge war man gerade bei ihm bereitwillig eingegangen? Und izt ſollte ſeine ohnmächtige Wuth ihm unrettbares Verderben bereiten, ohne daß das Volk dafür Erſaz bekommen hätte. Durchbrochen war vielmehr die Schranke, welche in der Beſchaffenheit der Verhältniſſe zwiſchen der Regierung und den Ständen lag: ein Beiſpiel war gegeben, wie man ſich auch in Zukunft bei günſtigen Verhältniſſen nicht um die beſte Regierungsweiſe, ſondern zugleich um ein und das andere Regierungsrecht ſelbſt von ſtändiſcher Seite — denn leider waren jene Dreizehn den Ständen darum nicht verantwortlich, weil ſie zu den Ständen gehört hatten — bewerben müßte, und der Tübinger Vertrag iſt hievon ein leider nur zu folgenreiches Ergebniß. *) Durch die That hatte der ältere Eberhard be-

*) Womit nicht behauptet werden ſoll, daß Regierungsrechte nicht ebenfalls zu den Volksrechten ge-

wieſen, daß ſtrenge Rechtlichkeit auch überlegene Einſicht erfodere: und da leztere, wie es ſcheint, damals durch die öffentliche Meinung nicht erſezt, vielmehr durch die erſtre verdunkelt ward, ſo konnte einer der thätigſten Herrſcher ſeiner Zeit, der als Geſezgeber und Geſezanwender gleich groſe Bewunderung verdient, für das Mißlingen ſeiner That einzig nur in ſeinem Eifer um Wiſſenſchaft Entſchuldigung finden. Die Erhebung des Landes zum Herzogthum war bald darauf von neuer Sorge für deſſen Untheilbarkeit begleitet. Um jeden Rückfall in der Geſinnung des jüngern Eberhard zu vereiteln, und dieſe allerdings preißwürdige Stufe der Staatsentwickelung, die Untheilbarkeit zu behaupten, wurde hiebei durch eine wahrhaft einzige und beiſpielloſe Selbſtverleugnung von Seiten des ältern Vetters bedungen, daß auch auf den Fall wo von beiden Eberharden Söhne vorhanden wären, der Sohn des jüngern vor dem des ältern Wirtem-

hören; aber die den Ständen angehörige Befugniß iſt blos, ſie, wie in England, nach davon gemachtem Gebrauch zu beurtheilen, nicht aber dieſe Rechte ſelbſt zu gebrauchen, oder ſich darein zu theilen.

berg unter ſeinem Szepter zu vereinigen hätte, und daß Prälaten und Ritterſchaft zu dem auf ewig untheilbaren Herzogthum gehören ſollten. Schade daß auch das Verdienſt der ſo in gleich vollem Ernſt und heiterer Gemüthsverklärung gegründeten Untheilbarkeit nicht ungetrübt dem Ruhme Eberhards anheimfällt. Auf den Fall des Ausſterbens vom Wirt. Stamme hatte K. Maximilian erklärt, dürfe Niemand mit dem ſchönen Lande mehr beliehen, es müſſe ungetheilt dem H. Oeſtreich als Kammergut zugeſprochen werden. Gleichwohl wurde, Dank Wirtembergs Schutzgeiſt — Eberhards Andenken durch Thronfolger ſeines Stammes erhalten und ſeine große Abſicht verdient nun wegen der blos beſorgten Gefahr, die ſie laufen konnte, troz des geringen Aufwands von Mühe, die ſie ihm am Ende koſtete, mit deſto innigerem Gefühle von Bewunderung und Ehrfurcht geprieſen zu werden. Man werfe einen Blick zurück auf den Beginn ſeiner Laufbahn, und man wird um ſo begeiſterter an den Erſcheinungen hängen, die ſich uns am Schluſſe derſelben vor Augen ſtellen: eine beinah völlige Umwandlung der höhern Stände durch eine im Streben gegen bürgerliche Ordnung gehemmte, um ſo achtbarere Geiſtlichkeit und einen zu wahrem Ehrgefühl erregten Adel,

blühende Städte, in alten guten Rechten geſchützte Landleute, eine zu allgemeiner Theilnahme zeitgemäß erziehende Verfaſſung, Beförderung der Wiſſenſchaft um ihrer ſelbſt willen, der Staat verjüngt durch Untheilbarkeit und das die Aufrechterhaltung auf immer verbürgende Muſter eines väterlichen, immer ſteigende Reife der Bildung vorbereitenden und unterſtützenden Herrſcherſinnes.

Mit Fürſten von ſo wohlwollender Geſinnung vereinen uns um ſo feſter unſre Wünſche, unſere Theilnahme. Zugleich iſt eine Folge des Aufbaues für Freiheit die Würdigung ihres geiſtigen Gewinns für deren Gründer und Genoſſen. Eberhards Mutter, eine churpfälz. Prinzeſſin wird in der Stiftungsurkunde zweier noch blühenden Hochſchulen, der von Tübingen und Freiburg ausdrücklich als Mitſtifterin genannt. Dies ließe ſchon glauben, wenn es auch die Geſchichte nicht meldete, daß ſie die auflodernde Geiſteskraft ihres feurigen Sprößlings frühzeitig in Obhut genommen und durch den trefflichen Joh. Naucler v. Bergenhans aus Juſtingen, nachmaligen Probſt Tübingens u. a. ihm den nöthigen Unterricht habe zu Theil werden laſſen, was auch ſein Vormünder, Ulrich und deſſen Hof

namentlich gegen das unritterliche Lateinlernen vorgebracht haben mag. Hätte man freilich die verborgenen Schätze der Weisheit, welche der wiſſenſchaftliche Geiſt unſrer Tage aus den Tiefen der Mutterſprache zu heben vermag, ſchon damals zu ſammeln vermocht: wer weiß, ob dieſe nicht den Preis erhalten hätte? Vorläufig war das Streben der Erzieher auf das Uebertragen nutzbarer Werke aus dem Latein gerichtet. Auch die Wahl eines lat. Wahlſpruchs, welche Eberhard getroffen hatte, ſein häufiger Verkehr mit Gelehrten, am meiſten aber ſeine Reiſen in ferne Länder, wo ihm jene Sprache ſo großen Vortheil brachte, laſſen faſt nicht zweifeln, daß Verbote ihn nur noch mehr gereizt haben werden, ſich darin zu verſuchen, wiewohl er es im Lateinreden nie zu gleicher Fertigkeit gebracht haben mag, als im Verſtehen deſſelben. Dies war aber auch der Fall bei K. Friedrich I. von Hohenſtaufen. Eberhard konnte alſo nunmehr die große Schule der Welt betreten, und den Reiſeentwurf eines Ritters Georg von Ehingen, der ihm ſelbſt mit ſeinem Beiſpiel vorangegangen war, *) des berühmten Bombaſtus von

*) Die noch nicht gehörig benuzte Urſchrift ſeiner Reiſebeſchreibung nebſt einem ziemlich koſtbaren Be-

Hohenheim und des Abts von Herrenalb Joh. v. Udenheim im Jahr 1468 in Vollziehung bringen. Das Ziel der Reiſe war das gelobte Land, jener Mittelpunkt höherer Vernunftbildung im Glauben der Völker, jener geweihte Boden, worauf Muth und Weisheit europäiſcher Volkshäupter ſich gerne zum Kampf gegen unfreie Sitten, und ſchwärmeriſche Glaubenswuth verbanden *) Eberhards Sinn war, wie es ſcheint, frühe aufs

hältniß von Heiligthümern, die er aus dem gelobten Lande zurükgebracht hatte, finden ſich in den Suttgarter öff. Sammlungen. Von jener ſteht vorläufig der Abdruk einer Abſchrift in der (Vulpius'ſchen) Vorzeit. Des Ritters Feldzug in Africa in portugieſ. Dienſten und ein Zweikampf daſelbſt hatten ihm großen Namen gemacht. Auch wurde er bei der Vermählung Eberhards mit der Prinzeſſin von Mantua gebraucht, und in der Folge als Obervogt in Tübingen angeſtellt.

*) Dieſe Wallfahrt zum Grabe des Erlöſers hat keinen Zwek, wenn ſie ein bloſes Ueberbleibſel der Kreuzzüge iſt. Als bloſe Andacht mußte ſie freilich den Türken vorgeſtellt werden, ohngeachtet ſie eigentlich mehr eine bloſe Nachahmung ihrer Wallfahrt nach Mecca ſeyn, und die Häupter des Chriſtenvolkes zu gegenſeitigem Schuze verbinden ſollte, wenn der halbe Mond Mahomeds An-

Morgenland gerichtet. In ſeinem Büchervorrath hatten ſich geſchriebene und Druckwerke von dem denkwürdigen Königsſpiel oder dem ſ. g. Schachzabel gefunden. *) Ohne Zweifel wurde dieſes Spiel bei ſeiner Erziehung gebraucht. Es ſollte ein Bild ſeyn von dem zarten Bande zwiſchen König und Untergebenen, der Stärke des Einen durch die vereinigte Kraft der Andern. Zugleich bildete es aber auch in ihm einen Hang für den immer friſchen, jugendlichen Geiſt der Mor-

---

hängern zu weiteren Zügen gegen das Chriſtenpanier leuchten würde. — Dies war in dem Jahrhundert von der Eroberung Conſtantinopels eine nicht leere Beſorgniß.

*) Die freie deutſche Ueberſezung in Reimen aus der lat. Schrift des Dominikaners de Cessolis, welche Heinrich v. Berg zugeſchrieben wird, findet ſich zweimal handſchriftlich auf der K. Bibliothek, und rührt das einemal aus der Comburger Sammlung, das andremal aber aus dem Beſize unſers Eberhards her; es findet ſich nemlich in dem zierlich bemalten erſten Anfangsbuchſtaben mit gothiſcher Schrift die Jahrzahl: 1467. Die Handſchrift wurde alſo gerade ein Jahr vor ſeiner Abreiſe vollendet. Gedrukt wurde der Schachzabel Augsb. d. Ant. Sorg 1483. 4.

genländer und ihren in wenig groſsen Zügen dem Auge vorbildenden ſeelenvollen Vortrag. Noch war es wenigſtens in Europa keinem Volke gelungen, den nur allzuverbreiteten Glücksſpielen ein andres mit gleichem Erfolge gegenüber zu ſtellen, das die Gewinnſucht durch die edlere Leidenſchaft des Ehrgeizes zu beſchränken, Sinn und Geiſt zugleich zu erholen, ja vielleicht dieſen in gleichem Grade zu üben vermöchte wie dies die körperlichen Wettſpiele der Griechen für körperliche Ausbildung geleiſtet haben. Und wenn auch ſchon eine ſeltene Beleſenheit in den koſtbaren Handſchriften jener Völker, und eine noch ſeltnere Fähigkeit dazu gehörte, in das Heiligthum ihrer Kunſt- und Darſtellungsweiſe durch Ergreifung des Geiſtes und der Eigenthümlichkeit ihrer Sprachen einzudringen, wie dies namentlich in Beziehung auf die Spiele der Morgenländer von Hyde geſchah, und nur in der Nähe des unermeſslichen Bücherſchatzes von Oxford mit Erfolg geſchehen konnte: ſo ſchien doch die erfindriſche Wirkſamkeit des Schöpfers vom Spiele auf das Erzeugniſs ſelbſt überzugehen, und dem begeiſterten Handhaber von ihrer Fülle mitzutheilen. Welchen Eindruck muſste es nicht auf den machen, der hiebei höhere Zwecke im Auge hatte, wenn er ſich zugleich in die Lage eines

furchtbaren Gemüthes verſetzte, dem auch unvollendete Entwürfe, und unvollſtändig ausgedrückte Gedanken dennoch wohlgefällig begegnen können. Den Lydern verdankte man viele Spiele der Unterhaltung, am meiſten ſolche, bei welchen der Wurf entſcheidet. Immer aber müſſen wir bei den Muſtervölkern unter den Alten große, ungemeine Gedanken in einfacher Darſtellung bewundern: ſie ruhten nicht, bis ſie auch für die Bewegung der Hand nach vorbedachtem Willen eine eigne Geſetzmäßigkeit im Spiele erfunden hatten. Palamedes, der den gewandten Ulyß überliſtete, Penelope, die ſich durch Beſonnenheit allein der läſtigen Freier entledigte, ſie waren die Erfinder dieſer Gattung, demohnerachtet blieben ſie weit hinter dem Schachſpiel zurück, das erſt im ſechsten Jahrhundert chriſtl. Zeitrechnung aus Indien über Perſien nach Europa gekommen war. *) Von der andern Seite moch-

*) Nushirvan K. v. Perſien, ein Zeitgenoſſe Juſtinians hatte dies Spiel von K. Belugi aus der Stadt Kanugi erhalten, wie nebſt der Erweiterung dieſes Kriegsſpiels unter Tamerlan von Ferduſi und verſch. arab. Schriftſtellern gemeldet wird, aus welchen Hyde geſchöpft hat.

te der ägyptiſche Theut mit ſeinem auf Sternkunde deutenden Spiel höhere Zwecke für die Wiſſenſchaft verfolgen, aber in den Kreis der Geſellſchaft, wie dort durch Vorſtellung eines Kriegsſpiels, war er, ſo viel bekannt, damit nicht eingedrungen. Für das gemeine Gefühl des Menſchen konnte in der That nichts gröſſern Reiz erlangen, als ein Gegenſtand, der wie der Krieg durch die Fülle der Vorſtellungen über die Schranken der Faſſungskraft hinausgeht, und nur dem Pflichtgefühle zugänglich wird, hier aber, wenn gleich dem Erhabenen verwandt durch das möglich kleinſte, aber nothwendige Maas willkührlicher Zeichen dem Verſtande nahe gebracht, ſomit gleich dem Schönen Umriß und Grenzen erhält. Die Geſchichte läßt daher den an ſich ſchauerlichen Krieg von Pyrrhus durch Sinnbilder erheitern, welche noch diejenige unterhalten ſollten, die in der vorausgegangenen Kunſt-Einübung deſſelben eine Art ergötzenden Spieles gefunden hatten. Wie er dies ebenfalls durch Brettſteine geleiſtet habe? iſt im Dunkel geblieben, aber daß er es nicht beſſer leiſten konnte, als im Schachſpiel geſchah, liegt am Tage. Sicher würden die Römer, denen ſo viel daran lag, jene Kunſt des berühmten Feldherrn noch überboten haben, wenn ſie ſich wirklich mit unſrem Spiele an

Mannichfaltigkeit und Tiefe meſſen konnte. Aber jene freie Bewegung des Königs im Schachſpiel bei gemeſſenem, einfachem Schritt, und dennoch auf jede beliebige Seite, jenes gleichlangſame, ſchlichtgerade Vortreten des Fußgängers (Bauern) gegen die feindliche Burg, ſobald er den erſten einfachen oder Doppelſchritt gethan hatte, ohne daß ihm gleichwohl geſtattet wäre, umzukehren, dagegen mit der glänzenden Ausſicht zum Erſatze, den höchſten Würdeträger aus der Gefangenſchaft zu löſen, ſobald ihm das Glück begegnet, in die äußerſte Linie des feindlichen Lagers vorzubringen; das Anſehen dieſes Würdeträgers oder Oberfeldherrn und höchſten Rathgebers, welchen Mißverſtand in der Folge mit der für ein Kriegsſpiel unpaſſenden Stelle einer Königin verwechſelte, weil jener Stein im Spiele die Macht hatte, ſich in jeder Richtung, nur nicht in der Kreisbewegung des Reuters und zugleich in alle mögliche Weite zu bewegen; eben jene eigenthümliche Bewegung des Reuters (Springers) mit dem unterſcheidenden Vorzuge, daß er nach der Kriegsſitte auch die im Wege befindliche Figur umgehen durfte, welche ſonſt alle Steine hindert, vorzubringen oder überzuſchreiten — endlich noch die erſt von Hyde ausgeforſchte Rollen der zwei übrigen, zuerſt

des zur Rechten des Königs befindlichen Elephantenlenkers, (Läufers) aus deſſen morgenländiſchem Namen fil die Franzoſen ſpäterhin fol oder einen Hofnarren gemacht haben, während die Italiener und Spanier im Fähnrich ſich wenigſtens nicht von der Beſchaffenheit des Kriegsſpiels entfernten, mit ſeiner blos ſchrägen Richtung in möglichſter Weite, und dann des an den äußerſten Flügeln befindlichen Führers des Dromedar mit zwei Höckern, (Rochen) welcher ſich ſo häufig in den Wüſteneien zwiſchen China und Indien findet, und noch von Livius wegen ſeiner Nuzbarkeit in Kriegen morgenländ. Völker geſchildert wird, hier aber von einem Ende zum andern eilt, um des Heerführers Befehle zum Vor- oder Rükſchritt zu überbringen: — wo hätte Eberhard *) etwas dieſer Art

*) Daß Eberhard auch kriegeriſchen Geiſt beſeſſen, zeigte er bei dem Hülfsheere, das K. Friederich III. dem von Carl dem Kühnen, Hz. v. Burgund belagerten Neuß unter Anführung Mark-Gr. Alberts von Brandenburg im J. 1475. zum Entſaz ſchikte. Auch nahm er Antheil am ſchwäb. Bunde zur Sicherheit der Straßen, oder dem Bund vom Schilde der Georgen-Ritter.

bei Griechen *) oder Römern gefunden? Wohl kannten leztere die Kunſt des Wegnehmens und Einſchließens, Kaiſer Proclus verdankte ſeinen Thron dem Umſtande, daß er zehnmal als Sieger im Bret-Spiele den kunſtgerechten Kaiſer-Namen davon getragen hatte, aber man weiß nicht, wie ſtark die Zahl ihrer Steine geweſen, ohngeachtet ſie allerdings die bei den Griechen übliche fünf überſchritt, noch weniger ob und wieviel verſchiedene Gattungen mit ungleichem Wirkungs-Kreiſe ſtatt gefunden, welches die Ordnung bei denen geweſen ſey, die theils unſtät, wie einige aus einem Ecke ins andere, wenn gleich in gerader Richtung herum zogen, theils regelmäßigen Vorſchriften gehorchten. Uebrigens hatte das Schachmatt einen ähnlichen Ausdruck in dem ad incitas redigi, welches eintraf, wenn die Steine nicht weiter vom Platz konnten, alſo eigent-

*) Daß dies geiſtreiche Volk auch mit dem Spiel der Brettſteine nicht unbekannt geweſen ſey, lehrt folgende ſinnreiche Zuſammenſtellung bei Proclus: „Willſt du den Werkmeiſter aller Dinge einem Brettſpieler ähnlich halten, daß er jede Seele in in das Leben verpflanze, welches für ſie das tauglichſte iſt?“ Es waren fünf Steine, die auf 5 Linienſtrichen lagen.

lich bewegungslos waren. *) Es war hier ebenfalls ein Kriegsſpiel, die Wegnahme erfolgte, wenn der Stein vereinzelt im Felde war, und zwei Gegner auf ihn herfielen. Das Einſchließen konnte von Einem Gegner geſchehen, der ſogar zwei zu bannen vermochte, je nachdem ſie ſich ſelbſt verſtrickten, oder zum Durchbrechen und Entrinnen weder Hülfe noch Gelegenheit fanden. Hinwider entrann zuweilen der ſchon

*) Cicero N. D. III, 11. Natura omnia ciens et agitans motibus, daher incitus. Mattus vom griech. ματτω macero kommt zwar in ähnlichem Sinne, aber auſſer Verbindung mit dem Spiel vor. Latrunculus vom griech. λατρευω um Lohn dienen deutet ſichtbar auf eine Leibwache, latrones bei Serv. ad Virg. Aen. XII. 7. vgl. Aut. Paneg. ad Pison. den einige für Lucan halten; es wäre daher nicht unmöglich, daß die Römer von einem Königsſpiel gehört hätten, und daß das unſrige ſchon zu ihrer Zeit erfunden geweſen wäre; aber nicht nur die Namen, ſondern auch das Spiel ſelbſt hatte bei den Römern weit mehr fremdartige Zuthat, als bei dem unſrigen, zu deſſen genauerer Unterſcheidung auſſer dem leztgen unten Schriftſteller vorzüglich auch Ovid. de art. amand. wegen ſcheinbarer Aehnlichkeit verglichen zu werden verdient.

eingeengte Stein den feindlichen Händen, und trat nach Löſung der Bande nochmals ins Feld, ſey's daß ihn die Seinen losgemacht, oder die Gegner ſich zu ihrer Genoſſen Schutz anderswohin begeben hatten. Es gab hie und da einen Hinterhalt, um die Unbehutſame zu überfallen. Alles dies, was ſich leicht mit Stellen belegen ließe, dient jedoch zu nichts weiter als zur Probe, wie man auch unter dieſem Volke das Bedürfniß einer ſolchen Geiſtesunterhaltung empfunden, und eine ähnliche Einrichtung, wie bei den Indern und Perſern getroffen habe. Aber letztre Völker, die nichts dergleichen aus Europa begehrten noch erhielten, machten Europa durch Vermittlung viel ſpäter ein Geſchenk damit, und es bedurfte tauſend Jahre und darüber, um den darin immer tiefer geſchöpften Geiſt ſich zu freiem Gebrauch und Nachahmung aneignen zu können.

Eberhard ſtand noch am Anfang des Weges zu dieſem Ziel, aber dieſes inſoweit unangenehme Gefühl des Unvermögens war zugleich mit der dunklen Vorſtellung eines Gutes verbunden, wodurch es gekräftigt wird, und welches in der eigentlichen Heimath der Geiſter liegt. Es iſt wahrſcheinlich, daß er auf ſeiner Reiſe mit der lat. Ueberſetzung einer Schrift bekannt

ward, welche um dieſelbe Zeit nach Europa drang, in der ſich auch das Schachſpiel verbreitete: und es verdient Aufmerkſamkeit, daß in der von ihm veranſtalteten und mit Holzſchnitten zum Druck beförderten deutſcher Uebertragung ſich auf der K. Bücherſammlung wirklich die geſchriebene Bemerkung ſindet, daß man dieſes Werk, oder kurz zu ſagen Bidpais Fabeln eben ſo wie das Schachſpiel den Indern verdanke, *) aber in dieſer Bemerkung iſt noch einer andern Entdeckung der Inder gedacht, deren Erwähnung für den Verfaſſer derſelben — ſey's Eberhard ſelbſt oder ein anderer — die größte Hochachtung erweckt. Er ſpricht nämlich von dem Urſprung der Zahlzeichen aus Indien, und ſchon die Vergleichung derſelben mit denen andrer Völker ſicht gebrauchte Mittel in Werkzeuge ſeiner eigenen Zerſtörung verwandelt ſieht, kurz die Erſindung dieſer

*) Aus Indien wurde dieſes Fabelbuch zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung unter der Regierung des weiſen Nuſchirvans von dem Arzte Barſujeh zuerſt nach Perſien gebracht und aus der Sanſcrit= in die Pehlwiſprache, aus dieſer in der erſten Hälfte des achten Jahrhunderts von Abdallah Ben Almokaffa in das Arabiſche übertragen. Eberhard ließ es aus einer lat. Ueberſezung, welche der Jude Ioh. de Capua aus dem Hebr. gemacht hatte, ins Deutſche bringen.

Aſiens konnte einen lebhaften Forſchungsgeiſt zu hohen Betrachtungen führen, wie dann gerade auch der obenangeführte Hyde Willens war, die Geſchichte von Bidpais Fabeln und nebenher noch die Geſchichte des Urſprungs unſrer Zahlzeichen, ihrer Zuſammenſezung und möglichen Zuſammenſtellung zu bearbeiten. Ueberhaupt konnte wohl von den vielen Schriften deren Verbreitung Eberhard zu danken iſt, keine ſich einer vorzüglichern Theilnahme dieſes Fürſten rühmen, als die Fabeln Bidpais, auch das Buch der Byſpel,*) oder ſchon früher Kalila und Dimna genannt. Ein prachtvoll geſchnitzter Buchſtabe ſeines Tauf- und Regenten-Namens und ſeines Wahlſpruchs nach dem andern findet ſich gleich zu Anfang dieſer deutſchen Ueberſezung mit jedem neuen Abſaz. Ihr Inhalt ſtellt den König des Thierreichs dar, den Ränke und Verläumdungen von dem Pfade des Rechts und der Wahrheit zur Grauſamkeit und Herrſchwuth verleiten, wobei aber zulezt der Verläumder ſelbſt das Opfer wird, und Gerechtigkeit den Sieg behält. Die Art, wie dies gelingt, indem der, welcher mit dem Schaden des Andern ſeinen eigenen Vortheil ſucht, die von ihm zu Erreichung dieſer Ab-

*) Altdeutſch für „Fabeln."

Märchen macht dem Verfaſſer wie den Herausgebern große Ehre, wenn ſich das Werk auch weder mit Phädrus in Gedrängtheit und Geſchmack noch mit Lafontaine in natürlicher Anmuth vergleichen ließe. Im Ganzeu ſind es fünfzehn die Sitten- und Staatslehre betreffende Sprüche in einer Reihe von Erzählungen erläutert, aber die Verbindung iſt gezwungen die, Erzählung weitläufig, und die an ſich bekannte Lehren trocken und ſchwerfällig vorgetragen. Das Verdienſt, eine heitere Dichtung zu erfinden, dient jedoch der Nacktheit der Lehre zum Gewand, und verſüßt vielleicht einem Königsgeſchmack die natürliche Herbheit der Koſt. In unſern Tagen iſt dieſem Werke eine vielfache Ehre wiederfahren. Es hat nämlich der verdienſtvolle Freiherr S. de Sacy außer einer Reihe von Vorleſungen im Pariſer Inſtitute, bei der arabiſchen Herausgabe des Buchs ſelbſt im Jahr 1816 unter den ſechs oder ſieben Handſchriften, die ihm zu Gebote ſtanden, diejenige zum Abdruck gewählt, deren Text am freieſten von Beziehungen auf Gottesverehrung, Glauben und Schriftſtellerei der Araber iſt, und die Erzählungen am einfachſten und gedrängteſten giebt; und man hat nicht nur im laufenden Jahre eine Ueberſetzung dieſes dem urſprünglichen Text des Almo-

kaſſa wahrſcheinlich am nächſten kommenden Arabiſchen ins Engliſche, *) ſondern auch ſchon im J. 1787 eine engliche Ueberſetzung der indiſchen Urſchrift aus dem Sanſcrit von einem der gründlichſten Kenner dieſer Sprache, Wilkins erhalten. **) Wie auffallend groß der Abſtand ihres Inhalts von demjenigen ſey, welchen Eberhard vorgefunden ***), kann nur derjenige glauben, welcher ſich die Mühe nimmt, die Bearbeitung von beiden zu vergleichen. Aber das Verhältniß, in welchem die Urſchrift und die arabiſche

---

*) Kalila and Dimna or the fables of Bidpai translated from the Arabic by the Rev. Wyndham-Knatchbull Oxford 1819. 8.

**) The Hitopades of Vishnoo — sarma. Bath: 1787. 8.

***) Buch der Byſpel der alten Weiſen, ohne Drukort noch Jahrzahl fol. vgl. Panzers Annalen S. 143 Unſtreitig iſt dieſes Buch zu Urach von Conr. Fyner im J. 1480. gedrukt, denn es hat ganz ſeine Schrift, und auf dem erſten Blatt die nämlichen Zierrathen, welche das Plenari zu Urach 1481. von Fyner gedrukt, hat. Panzer in den Zuſäzen S. 22. hält Ulm für den Drukort, aber nicht mit Gewißheit.

Einkleidung derſelben zu einander ſtehen, dürfte ſich wohl nur in den Hauptumriſſen aus der Vergleichung beider engliſchen Uebertragungen ergeben, die gleichwohl denen, welche weder des Sanſcrit noch des Arabiſchen kundig ſind, mit Ausnahme einiger irremachenden Stellen, eine gewiß reiche Ausbeute gewähren können.

Wenn auf ſolche Art Eberhard ſeinen hohen Beruf nicht blos an dem ſittlichen Geſammtwillen ſeines Zeitalters zu erkennen, ſondern auch aus der Urquelle bekannter Ueberlieferung über Staats- und Bürgerrecht herzuleiten beeifert war: ſo iſt es am wenigſten bei einem deutſchen Fürſten zu verwundern, wenn er ſeine Staatsweisheit an dem ſittlichen Gefühle des Volkes zu prüfen gedachte, das, wie die Griechen, im Rufe der höchſten Freiheit ſtand, weil es dieſelbe im gleichen Antheil aller Freien am Staat und an der Regierung geſucht hatte. So abweichend immer von griech. Volksherrſchaft das deutſche Staats-Recht begründet war, ſo wenig konnte doch Eberhard ſich der Theilnahme an dieſem Volke erwehren, wenn er die ſtrengen Forderungen, welche troz der häufig ungerechten Richterſprüche, des Oſtrakismus, und der atheniſchen Be-

ſteurungsart nach Platons Criton der Staat an den Einzlen machen durfte, mit der hochherzigen Vaterlandsliebe derſelben verglich. Hierüber ſollte Eberhard an einem Orte verſtändigt werden, der ſelbſt, wie ein zweites Athen, Erfahrungen über die Freiheit gemacht, und einige gelehrte Griechen auf der Flucht vor den Türken in ſeinen Schooß aufgenommen hatte. Florenz war es, das von den Stürmen der Freiheit, aber auch von den auſſerordentlichen Bewegungen der Geiſter, welche ſie an Dante und einigen großen Seelen erzeugt hatte, bei ſeinem blühenden Verkehr unendlich mehr rettete als der untergangene Lombardenbund mit der Stadt Mailand an der Spize; denn es hatte nicht nur den Sinn für die höchſten Grundſäze des Staatslebens, ſondern auch damit die Liebe für alles Wahre, Schöne und Gute bewahrt. Eberhard kam aus Deutſchland, welches gleichfalls italieniſchen Schriftſtellern, einem P. Iovius, Aeneas Sylvius — der Wimphelinge und Felix Faber nicht zu gedenken — einen auszeichnenden Ruf von Seiten ſeiner Fortſchritte in der Kunſt verdankte; die perſönliche Verbindung, worinn er mit Männern ſtand, die wie Biel, Summenhard und Reuchlin im Auslande ſo bekannt wie in ihrer eigenen Heimath waren, mußte auch für ſeine Gelehr-

ſamkeit daſelbſt die höchſte Achtung erwecken. Ein ſolcher Fürſt ehrte wohl die platon. Schule durch Anerkennung ihrer Verdienſte in gleichem Grade, als er namentlich von ihrem Haupte, dem Marſilius Ficinus, deſſen pomphafte Zuſchrift aus Cruſius bekannt iſt, geehrt werden konnte. Denn kam es auf das Gefühl des Schönen an, wenn hatte wohl die Kunſt der Griechen die Seelenwürde mehr mit demſelben zu einen getrachtet, als in der Darſtellung der gleichzeitigen Deutſchen geſchah? Iſt aber von der Erziehung des Menſchen durch Wiſſenſchaften, die Rede, wurde da nicht durch Gründung von Hochſchulen der Weg eröffnet, die Nichtigkeit aller äußern Vortheile kennen zu lernen, wenn ihnen nicht die Sittlichkeit Geltung verlieh? — Wie vieles klärte nicht ſchon die Geſchichte der Wiſſenſchaft auf? Waren es nicht die ſtets neuen Verhältniſſe des Lebens, bei welchen man ſich nicht mit Kenntniß fremder Geſetze und einheimiſcher Rechtsſprüche begnügen, ſondern auch eine immer tüchtigere Auslegung, eine immer beſonnenere Anwendung derſelben fodern konnte? Von der andern Seite aber: was konnte für dieſe Hochſchulen ſelbſt erſprießlicher, gegen bloße Abrichtung im Schulweſen, gegen todtes Einlernen willkührlicher Satzungen, gegen geſchraubte Aehn-

lichkeit der Fälle in der Anwendung ſchüzender ſeyn, als freie Denkervereine, gleich der von Plato geſtifteten und in Florenz wieder auflebenden Akademie? Wirklich hatte Eberhard ſeine dort gemachte Bekanntſchaften dazu benuzt, junge Wirtemberger dahin zu ſchiken, und ſie durch Ludwig Vergenhans und Joh. Reuchlin dem Ficin empfehlen zu laſſen. Er ſelbſt erhielt entweder durch Pröninger von Coſtanz oder durch Joh. Strehler nähere Nachrichten von dem Fortgange jenes Vereins. Schade, daß wir von der Anwendung ihrer Grundſäze auf Recht und Staat ſo wenig, von dem allgemeinen Theile ihres Lehrvortrags aber wenigſtens dies mit Beſtand behaupten können, daß ſich daraus auf eine Glaubensmengerei verſchiedener Zeitalter ſchlieſſen laſſe. Eine zu glüklichem Verein führende Auswahl aus verſchiedenen Lehrgebäuden wäre eben nicht zu tadeln, wir bedürfen ihrer ſelbſt in einer Lage, wo wir in dem Einen Vortrag den Urſprung (Locke) in dem Andern den Beſtand (Reid) in dem Dritten die unabhängige Gewißheit (Kant) unſrer Erkenntniß beinahe ausſchließlich beachtet ſehen. Aber in Ficins Vortrage finden wir einem Plato und Dionys beigemiſcht, was jener vielleicht gefliſſentlich entfernt halten wollte. Denn, wie bei den Orphikern, hatte nach Ficin die

Sonne eine Seele, die ihr Bewegung gab. Sie hatte Verſtand und Geſicht, jenen weil eine intelligible Sonne ſie regierte, dieſes um des Lichtes willen, das ihr wie ein Aug eingeſenkt war. Hinwieder war ſie ſichtbar durch Verſtandeslicht, weil Verſtand nie ohne Anſchauung ſeyn kann, welche hinwieder nichts als das Verſtandeslicht ſelbſt iſt. Weil aber auch zum Geſicht wirkliches Licht gehört, ſo muß Leuchten und Sehen für gleichbedeutend genommen, erleuchten aber ſoviel ſeyn, als das Schuldige thun und das Gethane nicht untergehen laſſen. Durch ihre Weſenheit leuchtet die Natur von innen, durch Leuchten erleuchtet ſie die Auſſendinge, und durch Erleuchten thut und erhält ſie was in ihr iſt. — Man ſollte glauben Ficin wolle den Homer rechtfertigen, wenn er ausruft: Sonne: die du alles ſchauſt, und alles höreſt. *) Und doch ſchreibt er einen eignen Brief an Eberhard, worin er Gott gefliſſentlich von der Sonne unterſcheidet, **) was jener ſorgfältig

*) Illiad. III. 277.

**) Was Plinius noch nicht that, wenn er ſagt: Quisquis est Deus, si modo est alius (als die Sonne) et quacunque in parte, totus est sensus, totus auditus etc.

im Buche bezeichnet hat. Auch war er weit entfernt, den Aberglauben in Schutz za nehmen, der etwa in den Sternen ſein Schickſal leſen möchte. Mit hoher Kraft des Wortes und Gedankens beſtreitet Ficin einen Wahn, der noch einen Keppler berückt hatte. Alles im Leben müſſe durch Verſtand, nicht durch Glück vollbracht werden. Je weiſer der Menſch ſey, um ſo wirkſamer müſſe er durch Weisheit werden; gerade wie die Sonne Wärme ausſtröme um zu erquiken, und Licht um ihre Wohlthat kund zu thun: ſo müſſe Weisheit ihrer Macht Liebe gewinnen. Nicht umſonſt habe Licht die Oberhand in der Welt ꝛc. Es ſchien in dieſem Geiſte gedacht, daß die Bürger von Florenz gleich ihrem Vorbild, den Athenern, Pracht der öffentlichen Feſte mit Mäßigung in ihrem Hausweſen verbanden.

---

Hippokrates ſagte daſſelbe von der Wärme d. h. dem Aether, von dem Ennius urtheilt: Adſpice hoc ſublime candens, quem invocant omnes Iovem. Dagegen drükt ſich Gregor von Nazianz vielleicht nur zu beſchränkt für Ficin alſo aus: Was die Sonne für die Sinnenwelt iſt, das iſt Gott für die Geiſterwelt. Jene erleuchtet das Sichtbare, dieſer das Unſichtbare. Jene macht hell und glänzend und ſich ſelbſt gleichend die körperliche Augen, dieſer die Verſtandesweſen u. ſ. w.

Auch einem Eberhard mußte ſolche Anſicht Bewunderung entloken, wenn er gleich dieſe alterthümliche Bildung von der des Zeitalters verſchieden fand. Jezt war es weniger um Oberhand des Ganzen, oder um Herrſchaft auch nur eines Theils der Staatsbewohner, wie der Freien Griechenlands, als vielmehr um die Freiheit Aller zu thun. Würdige, edle Freiheit zu erhalten, zu befeſtigen war freilich das beiden, den Alten wie den Neuen gemeinſame Ziel. Aber das neue Zeitalter will ſich zuerſt von fremder und einheimiſcher Willkühr reinigen, um ſodann ſeine Erkenntniß lebendig und heilbringend machen zu können. Es will jede aufs Gute gerichtete Ueberzeugung in Ehren halten, wenn ſie die Eigenthümlichkeit des Menſchen bezeichnet, deſſen Bürgerſinn zu tadeln keine Urſache vorhanden iſt. Allerdings wäre die Welt vollkommen, wenn eine Sonne die Geiſterwelt durchdränge, wie ſie es im Körperlichen thut: aber würden wir uns ſo willig ihrer Herrſchaft unterwerfen, als wir es nur zu gerne an andern ſähen? Kaum war man in Eberhards Zeiten aus dem Zuſtande des Fauſtrechts, wie früher aus dem der Sclaverei herausgekommen. Konnte wohl wie in jenem die Einſicht an die Pflicht, oder wie in dieſem dieſelbe an das Recht gebunden werden? So wäre

entweder der Wille lebendig ohne Recht, oder todt (in Beziehung auf Pflicht) mit dem möglichſt unumſchränkten Recht geworden. In beiden Fällen verlören wir unſer Deutſchthum, unſre Religion, und die beſſere Weltanſicht, der wir uns rühmen dürfen. Will dieſe die Geiſterwelt ſo vollkommen, als es in ihrer Art die Körperliche iſt: ſo will ſie mit Ficin nicht blos Einſicht, ſondern auch Sittlichkeit, und leztre überhaupt im Verhältniß mit jener, damit durchaus nichts gleichgültig gehalten, das ganze Leben vom Geſeze umfangen werde. Aber wem iſt vergönnt, dieſen Zuſtand zu erſtreben, wenn der hiezu erforderlichen Kraftanwendung unbeſiegliche Hinderniſſe im Wege ſtehen? Muß nicht einer allen gleichheiligen, über dieſes Leben hinausgehenden ſittlichen Beſtimmung gleiche Achtung für die Rechte meines ſittlichen Gefühls, Sicherheit meines Eigenthums alſo Selbſtgeſezgebung Aller entſprechen? Wer, wie Ficin bekennt, daß die Zukunft mit der Entwiklung freier Handlungen dem Wiſſen undurchdringlich ſey: der darf eben ſo wenig, als Tacitus es that, dem Glauben an ein Höheres und Beſſeres verbieten, den weiſſagenden Blick gegen das h. Dunkel derſelben zu richten. Nicht überall, ſagte Leßing, iſt die gerade Linie die kürzeſte. Was rückgängig ſcheint, und

Erſchlaffung, iſt vielleicht nur die ſtille Spannung einer Kraft zu neuer Thätigkeit. Ehre dem Volke, dem das Gefühl der Menſchenwürde theurer iſt, als eine der Sinnenwelt, die doch einen untergeordneten Werth haben ſoll, entſprechende geiſtige Vollkommenheit. In ſeinem Schooße keimen Wiſſenſchaften und Künſte, weil ſie ein Erzeugniß ſelbſtſtändiger Kraft, nicht angeflogener Bildung ſind. Bewundernswerth ſtehn vor ihm da Plato's Ideen: aber wenn ſie nicht blos Gott, ſondern der Menſchheit gehören ſollen, ſo müſſen ſie allgemein erkennbar ſeyn, oder wir nähern uns ihnen wie der heiligen Bilderſchrift. Auch Eberhard handelte nicht nach dem, was ihm in Florenz klar geworden war, ſondern nach dem was ſeiner Ueberzeugung und dem Rath der Volksvertreter zufolge für das Volk Zeitbedürfniß ſchien. Die Pforten der Weisheit öffnete er dem Volk, um eine Macht, ihm Gutes thun zu können, zu erhöhen. Der Pabſt durfte nicht zürnen, ſondern nur lächeln, als Eberhard ihm bezeugte, in der Sache der Proviſionen und Patronatsrechte des Volkes gereifter Einſicht folgen zu müſſen. Dies Volk wollte aber auch neben der Sittlichkeit der geiſtesverwandten Zendmänner aus Perſien den kenntnißreichen Scharfſinn der Inder ſich aneignen lernen. Es liebte das Gewand

der Dichtung, wo dieſe Kunſt geſunde Regierungsgrund-ſätze mit Anmuth, alſo mit dem größten Anſcheine der Freiheit pries. Die Natur zu erforſchen, um aus der Einfalt weiſer Geſetze den Maasſtab der Vollkommenheit für Erzeugniſſe der Freiheit in bürgerl. Einrichtungen zu holen, dies ſchien dem fürſtlichen Geweihten jenes neuplaton. Vereins der würdigſte Zwek ſeiner Aufnahme in denſelben. Wie oft mußte ihn deßhalb nicht ein Conradus Celtes, der Stifter deutſcher Akademien an der Donau, bei ſeinem Kaiſer geprieſen haben? Ihm war Eberhard mit dem Beiſpiel vorangegangen, daß Verdienſte des Auslands von Fremden erkannt, und ſo unbefangen, wie heut zu Tag Luthers Größe vom Inſtitute der Franzoſen, ans Licht gezogen werden müſſen. Deßhalb ehrte ihn auch Kaiſer Maximilian, der Weiſeſten Einer, noch im Grabe, oder vielmehr er ehrte ſich ſelbſt in ſeinem Bekenntniß von Eberhard, weil er nicht blos den gebildeten Menſchen in ihm liebte, ſondern auch ſeiner Berufstreue, die als die größte Zierde der Menſchheit von Eberhard ſelbſt angeſehen wurde, ihr gebührendes Recht zukommen ließ. —

Prof. Le Bret.

# Der Eßlinger Frauen- und Jungfrauen-Raub im J. 1450.

Der große Städte-Krieg in der Mitte des XV. Jahrhunderts iſt als ein großer Verheerungskrieg bekannt. Es ſind noch manche handſchriftliche Nachrichten vorhanden, welche theils die Urſachen dieſer heftigen Reibung zwiſchen Fürſten, Adel und Städten, theils die Kriegsart nnd die Sitten jener Zeit näher bezeichnen. Einige ſolcher Züge ſollen auch hier mitgetheilt werden.

Als der ſtreitbare Markgrav, Albrecht von Brandenburg mit Nürnberg in offene Fehde gerieth, Jul. 1449. ſandten alsbald ſeine Bundesgenoſſen auch den andern Reichsſtädten Abſagbriefe zu, oder vielmehr es entſtand ſofort ein Krieg Aller gegen Alle. Denn dadurch iſt dieſer Städte Krieg vor den früheren ausgezeichnet, daß, weil die beiderſeitigen Bündniſſe in-

deſſen größer geworden, die kleine Fehde unaufhaltbar einen größern Krieg nach ſich zog. Dazu kamen noch die beſondern Spänne, die jeder Landherr mit den nächſtgelegenen Städten hatte.

Grav Ulrich von Wirtemberg, der Vielgeliebte, war aus mehreren Urſachen über die von Eßlingen aufgebracht; ſie hatten ihm zwei Unterthanen erſchlagen, ohne dafür Genugthuung zu geben; ſie erhöhten den Reichszoll, erſchwerten die Durchfuhr und hemmten damit den Weinhandel, den Haupterwerb dieſes Landes. Da ſie dem Rechtbot vor dem Kaiſer kein Gehör gaben, noch den Zoll indeſſen ausſetzen wollten, ſo verbot er der Stadt alle Zufuhr um ſo mehr, da zunehmende Theurung dieſe Maasregel ohnehin zu gebieten ſchien. Die von Eßlingen holten aber nun mit Gewalt, was ſie bedurften; alſo brach die Fehde los mit gewöhnlicher Verwüſtung der umliegenden Dörfer. Die andern Reichsſtädte ſandten ihren Zuzug. Grav Ulrich aber mit ſeinen Bundsgenoſſen eilte ihnen entgegen und ſchlug einen Theil bei Gmünd, einen andern, der ſchon näher gekommen war, bei Ruith, wo er ſelbſt verwundet wurde. So kam Eßlingen noch tiefer ins Gedränge; die wenigen Dörfer ſeines Gebiets und all

Güter auſſerhalb der Stadt wurden gänzlich verwüſtet aus Rache wegen gleicher Beſchädigung vieler wirtembergiſcher Dörfer. Nun hatten die in der Stadt kein anderes Mittel mehr, als durch nächtliche Ausfälle Beute zu holen; ſie thaten das mit deſto weniger Schonung, da ſie ſelbſt nichts mehr zu verlieren hatten. Alle Dörfer im Umkreis, die ſie erreichen konnten, wurden eingeäſchert, das Heu auf den Wieſen angezündet, im Herbſt die Weinkufen und Fäſſer verſchüttet.

Graf Ulrich hatte für ſich allein nicht Kriegsvolk und Zeug genug, um die wohlbefeſtigte Stadt durch eine förmliche Belagerung einzuſchließen. Aber faſt täglich rannten ſeine Reiſigen bis vor die Stadtthore und ſchamüzirten mit den Städtiſchen. Dieſe fielen dagegen in der Nacht bald da, bald dort heraus, wo man ſie am wenigſten vermuthete, und ſtreiften zuweilen mehrere Stunden weit. Einſt, nachdem ſie ſo kühn geweſen, unmittelbar unter dem Schloß Wirtemberg die zwei nächſten Häuſer des Dorfes Rothenberg in Brand zu ſtecken, erſahen die Wirtemberger ihre Gelegenheit und überfielen einen Haufen Volks auf dem Seewaſen und Brühl vor der

Stadt. Sie fiengen 130 Frauen, Jungfrauen und Knaben, die ſie mit ſich nach Stuttgardt führten. *) —

Brachen denn die Ehegatten, die Väter, die Brüder und Freunde dieſer Frauen und Jungfrauen nicht heraus, um die Entführten wieder zu befreien, ehe ſie Stuttgart erreichten? Nein, wir finden nicht eine Spur, daß man jezt einen Ausfall gewagt, oder den Entführern nachgeſezt hätte. Eine Eßlinger Chronik, die wir vor uns haben, hat den einzigen Umſtand bemerkt, daß von den Wirtembergiſchen Einer geſchoſſen worden, die übrigen aber mit ihrer Beute davon geritten ſeyen. Neunzehn Tage, vom 16. Apr. bis 5. Mai 1450. wurden die Frauen und Jungfrauen zu Stuttgart gefangen gehalten. Man findet nicht, und es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß über ihrer Befreiung ernſtlich unterhandelt worden, denn die Eßlinger ſezten vielmehr die Feindſeligkeiten fort und wollten beſonders an dem weiter entlegenen Dorfe Strümpfelbach Rache nehmen, wo ſie aber übel zurükgewieſen

*) Sattler giebt die Zahl auf 145 an; wir folgen hier einer handſchriftlichen Eßlinger Chronik im Stuttgarter Archiv.

wurden. Als die Frauen zurükkamen, erzählten ſie, laut obiger Chronik, man habe ſie oft mit böſer Mähr erſchrekt; zulezt ſeyen zwei Herren gekommen, darunter einer von Vinſtingen, und hätten geſagt: „ſie ſollten ganz frei ſeyn, ihr Herr wollte kein Geld.“ Aber der Vogt zu Stuttgart, Rudolph Rümmel, habe von ihnen verlangt, ſie ſollten ſchwören wider den Zoll, und für die Azung 38 ſilberne Heller bezahlen.

Aus den lezten Aeuſſerungen iſt abzunehmen, daß man gehofft, die Eßlinger auf dieſem Wege zur Abthuung des erhöhten Zolls zu zwingen, und da die Eßlinger ſich wenig um die Gefangenen zu bekümmern geſchienen, dieſen auch nichts weiter habe anhaben wollen.

Auch aus andern Zügen kann man darthun, daß die Wirtemberger ſich ſchonender gegen das andere Geſchlecht bewieſen, als die Eßlinger. Dieſe erlaubten ſich, ſchon beim Ausbruch der Fehde, etliche Nellinger Frauen, die auf dem Feld Haber holten, zu ängſtigen, und ihnen ihre Schleier, Schappel ꝛc. zu rauben, 18. Aug. 1449.

Erſt nach dieſem Vorfall, 29. Aug. nahm man auch von wirtembergiſcher Seite etlich Eßlinger Weibern, welche gegen das Verbot Lebensmittel geholt hatten, ihre Gürtel. Nach dem Gefecht bei Ruith aber wurde den Eßlinger Frauen erlaubt, ihre Todten, 40 an der Zahl, abzuholen und zu beſtatten. Da die von Eßlingen auch während der Gefangenſchaft der Frauen die Feindſeligkeiten fortſetzten, ſo wurden dieſe nun auch von wirtembergiſcher Seite ernſtlicher wieder aufgenommen.

Der Grav Ulrich kam ſelbſt mit ſeinem Kriegsvolk vor die Stadt; man wollte aber bemerkt haben, daß er, indem er am Heimbach geritten, hart gefallen wäre. Im folgenden Monat ſchickte er ſeine ganze Macht aus. Da ſchon alles außer der Stadt verheert war, ſo wurden jetzt auch die neugewachſenen Reben abgehauen, und ein Hirte führte 200 Gaiſen in die Weinberge, was allein als gegen den Kriegsgebrauch betrachtet wurde. Zwei Tage darauf, erzählt die Chronik weiter, kam der von Wirtemberg mit ſeinem ſelbs Leib, mit einem größern Volk zu Fuß und zu Roß, denn zuvor.

Nun ſandten die andern Städte ihre Rathsboten, um den Frieden zu vermitteln; aber die von Eßlingen wollten den kaiſerlichen Zollbrief noch immer nicht herausgeben. Alſo blieb der Fehdezuſtand ferner, während deſſen die Wirtembergiſchen die Stadt mehrmals überfallen wollten. Endlich im vierten Jahr ward die Sache durch Markgraf Albrecht von Brandenburg vertragen. Er that den Spruch: daß die von Eßlingen wegen der zwei Erſchlagenen zu Recht ſtehen, und den erhöheten Zoll abthun, der Grav von Wirtemberg hingegen das Verbot der Zufuhr aufheben, und daß aller Schade gegenſeitig ab und vergeſſen ſeyn ſolle.

J. C. Pfiſter.

# R a v e n ſ p u r g,

Nach einer Beſchreibung des XVI. Jahrhunderts. *)

---

Ravenſpurg im Schuſſenthal, eine Reichsſtadt, hat vor Zeiten Ravenaw oder die Altravenſpurg geheiſſen, und iſt dieſelbe Zeit ein kleins Stadtl geweſen. Die Waſſerſchuß und Schuſſenbach rinnen beide für Ravenſpurg.

Man hat Anzeigen, daß die Stadt Ravenſpurg, eh ſie zu einer Reichsſtadt worden iſt, der Herzoge zu Schwaben geweſen, und von dieſen an die Freiherren von der Altenravenſpurg kommen und von dannen an das Reich.

---

*) Aus den Handſchriften des Ladislaus S u n t h e i m von Ravenſpurg.

Die Stadt hat 4 Thore. Das erſte iſt Unſer Frauenthor, davor iſt ein ſchöner Werd, genannt auf der Kuppel, darauf ſind viel ſchöner luſtiger Baumgärten, in den Gärten viel ſchöner Luſthäuſel; es ſind auch auf der Kuppel viel ſchöner Alben und Linden und die Waſſer-Schuß und Schuſſenbach fließen zu End der Kuppeln; auf der Kuppel iſt ein ſchöne Blaich. Vor dem benannten Thor iſt eine Kirch, genannt zum h. Kreutz, dabei ein Siechenhaus, darin ausmerkig (ausgemerkelte) Leut seyn, Frauen und Mann, nicht ferne davon aber ein Sonderſiechenhaus, genannt zu den fernen Siechen. Das ander Stadthor iſt genannt Rößlisthor. Vor dem Thor, ein viertel Meil Wegs liegt ein Mannskloſter, des Ordens von Prämonſtrat, in Latein Augia minor genannt, in Teutſch die Weißau, liegt an einem luſtigen End und haben genug. Das haben geſtifft der reich Herr Gebs, (Gebiſo) ein Freiherr von Ravenſpurg und Herzog Welff von Bayern und Spolet. Der Gebs war ſo reich, daß man ihm alle Jahr zu ſeiner Kuchel dienen (liefern) mußt 1500 gemäſter Schwein, der wardt erſtochen zu Ravenſpurg von einem Bawern bei Caſpar Selzlein Haus, begraben zu Weingarten im Kloſter.

Das dritt Stadtthor, genannt das unter Thor, da zeucht man gen Coſtnitz. Vor dem Thor richt man die Leut mit dem Schwerdt und Strang und in ander Weg. Vor dem Thor iſt ein Kirchen, genannt zu Unſer lieben Frauen, zu der Mühlbrucken, da geſchehen viel Zeichen. Vor dem Thor iſt eine Vorſtadt, genannt im Pfannenſtil, darin ein Kirchen, genannt zu St. Jergen, dahin begräbt man die Leut, die enthaupt, ertränkt, mit dem Strang und in ander Weg gericht werden.

Das viert Stadthor, genannt das Ober-Thor, da zeucht man gen Lindau, vor dem iſt ein Vorſtadt, genannt im Elſchwang, darin ein Kirchen, genannt zu St. Lienhard, außerhalb der Vorſtadt, genannt Schorn-Reutte, ſind Papiermühl und ein Blaiche, da macht man Papier, genannt Ravenſpurger Papier, mit dem Ochſenkopf, nuzt man gern in den Canzleien. In der Stadt und beiden Vorſtädten ſind Mühlen, in den Vorſtädten Sägmühlen, im Elſchwang iſt ein gewölbter Thurm, darin ein großer kupferner Keſſel, darin viel kleine Kieſelſtein, aus dem Keſſel theillt man und röhrt das Waſſer in alle Brunnen, die in der Stadt und Vorſtädten ſein, der ob 70 ſind, und

der Thurm iſt luſtig und wohlbewahrt mit eiſenen Stangen, Netzen und Thüren, daß das Waſſer nit vergifft werdt, noch kein unſauber Ding darein fall oder komm. Ob der Vorſtadt iſt ein Berg, darauf ſind etwan drey Schloß geweſen, aber jetzund nur eins, genannt St. Veitsberg, darauf ſind vor Zeiten die Herzoge von Schwaben geſeſſen, auch die Welfen, Herzoge zu Baiern und Sachſen, deßgleichen die Dienſtleut, die Freiherren von Ravensburg, und jetzt ein Landvogt des h. Röm. Reichs; auf dem Schloß iſt etwan ein Roßſchwemm und Rohrbrunn geweſen, vor dem Schloß iſt ein Kirchen, genannt St. Veit, dahin kommen alle Jahr Leut, die St. Veits Plag haben, und tanzen von einer Veſper zu der andern, und ihrer kommen ſoviel dahin, als in keine Stadt im Schwabenland. Gegen dem Schloß über iſt ein luſtiger Berg mit Weingarten und Baumgarten, darauf ein ſchön Pfarrkirchen genannt St. Chriſtina, die beſiegt ein Conventherr aus der Weiſſenau. In der Stadt ſind zwo Pfarrkirchen, die gröſſer genannt zu Unſer l. Frauen, das iſt die rechte Pfarr und Leichleg, die iſt wohlgeziert mit aller Gotteszier. In der Stadt iſt auch ein Kloſter, des Ordens von dem Berg Carmeli Unſer Frauen Brüder genannt, das iſt faſt ſchön, luſtig

und wohl erbaut, und mit aller Gotteszier verſehen, darin ein ſchöner Kreuzgang gemahlt mit viel ſchönen Figuren aus der Bibel, und iſt faſt gut gemahlt. In dem Kloſter ſind auch etlich beſondere Capellen, darin die Bürger ihre Begräbniß haben. In der Stadt iſt eine Sammlung auf einem Berg von der dritten Regel, genannt St. Michael, ſind ſchöne fromme Kinderin innen. In der Stadt ſind viel Rohrbrunnen und Mühlen, und man mag den Bach, den man alle Feierabend in die Stadt fließen läßt, in alle Gaſſen wenden und kehren; in der Stadt ſind ein ſchön Rathhaus und Kornhaus, zwei Spital, das alt und das neu, und in jedem eine Kirche. Der Herren und Burger Trinkſtuben iſt genannt im Eſel, darin ein ſchöner Rohrbrunnen, darin ſteht auf Stangen im Sommer viel Federſpiel, Habicht und Sperber rc. und jede Zunft oder Zech hat ein beſonder Haus oder Trinkſtuben, darin ſie trinken und eſſen und ihr Kurzweil treiben Sommer und Winter. Es wächſt auch vor allen Thoren Wein; die Stadt hat auch viel ſchöner Wieſen, Akerbau und Viehwaid; es ſind auch viel ſchöner Baumgärten in der Stadt und iſt gerings um die Stadt luſtig zu ſpazieren gehen; im Stadtgraben ſind ob 30 Stück Hirſchen und Hinden, in der Stadt ſind ſchöne

Manghäuſer, vor unſer Frauen Thor, genannt am Andermansberg, da ſind viel Baumgarten, darin viel Weyher und Fiſchgruben, hat jede ihr eigen Waſſerfluß, und iſt daſelbſt Ausbund luſtig zu ſpazieren zu gehen. In der Stadt und Stadtmauer ſind viel ſchöne Thürm, inſonder der weiß Sinweldthurm und der Spitalthurm. Es ſind auch viel luſtig Badſtuben in der Stadt. Viele Bürger in der Stadt haben eigen Schloß und Geſäß auf dem Land, in einer Summa bis 20. In der Stadt ſind alle Jahr 3 Jahrmarkt zu St. Veitstag, zu des heil. Kreuztag am Herbſt, und zu St. Mertenstag. Die Stadt hat 3 Herſchaften, Schmaleneck, Zuſſendorf und Danketſchweyler. Es ſind auch viel Wäld und Hölzer um die Stadt. In der Stadt iſt ein Roßſchwemm, genannt das Wuol. Es rinnt auch ein Bach durch die Stadt unter den Lodeern, es rinnt auch ein Mühlbach aus dem Wuol, deßgleichen rinnt ein Bach an dem Gänsbühl, auf die Bäch ſind gemeine Secrethäuſer gebaut, Frauen und Mannen, und die Häuſer ſind unterſchlagen. Man bringt ſo viel Kerſſen, Weigſel, Ammerel, und Aepfel in die Stadt, genannt Erkher, Galmadinger und Pröbſtling ꝛc. die ſind auſſermaſſen gut, Item Birn genannt Hungler, Treuſchenlebern, Ruiſſina, Zagel-

birn, Würgla und Bratbirn ꝛc. da wachſen roth Haſelnuß, genannt Weſtuza, da wächſt eine Frucht genannt Zyparten, ſind geſtalt wie die klein Kryel, da wachſen viel Veſpeln und Gerhula, das ſind lange ſüße Wurzel. Ob der Stadt iſt ein Berg, genannt an der Raueneк, da wächſt Wein, Item vor dem Rößlisthor iſt ein Weinberg genannt im Geldrich, da haben die Burger von Ravenſpurg, genannt im Geldrich, Weinwachs und Zehend. In demſelben Berg ſind Torkelhäuſer, das iſt Preßhäuſer mit Ziegeln gedekt, geſteht eins ob tauſend rhein. Gulden, darin preßt man rothen und weiſſen Wein, und aus den ſchwarzen oder blauen Weinbeeren preßt man dreierlei Wein, rothen, weiſſen und Schiller. Item alle Jahr an St. Jakobs Abend in dem Monat Julio kommen ſoviel Wagen und Karren mit virdigem Knobloch in die Stadt Ravensburg, daß ein Wunder iſt, und an St. Jakobstag ißt jedermann, Jung und Alt, Frauen und Mann, geiſtlich und weltlich, Knobloch, und welcher den nit eſſt, der vermainet, er möcht das Jahr nit ausleben. Item die erſt Geſelſchaft *) in hochteutſchen Landen iſt

*) Dieſe Nachricht iſt für die Geſchichte des ſüddeutſchen Handels nicht unwichtig.

zu Ravenſpurg durch die Bürger genannt die Mörli erfunden und gemacht worden, und in dieſelbe Geſellſchaft ſind nachmalen kommen, die Huntpis, Beſſerer, Täſchler, Geldrich, Montprettn, Neydeckhen, Ankareyte ꝛc. und iſt die groß Geſellſchaft worden und haben gehandthiert in das Königreich von Appels (Neapel), in Lamparten, in die Königreich von Arragon, Valens, in Caſtilia und Catalonia ꝛc. Darnach ſind andere Geſellſchaft auferſtanden, als der Fechli zu Memmingen, der Meiting zu Augſpurg, der Menli zu St. Gallen und jetz der Fucker zu Augſpurg und der Welſer daſelbs und in andern Städten deßgleichen.

## Von der Sitte, an die Wand zu ſchreiben.

In den Wohnungen der Landleute findet man häufig die Wände mit Kreide beſchrieben. Wichtige Vorfälle, Rechnungen, bevorſtehende Geſchäfte auf gewiſſe Tage ꝛc. werden aufgezeichnet, um ſtets vor Augen zu ſeyn. Die meiſten erneuern auf dieſe Art auch ihren Calender von einer Woche zur andern. Selbſt in fürſtlichen Schlöſſern und Canzleien, ſo lange die alten, getäfelten Wände da waren, konnten dergleichen Leſetafeln geſehen werden.

Von Herzog Chriſtoph hat man einige Beiſpiele, daß er zuweilen mit Kreide etwas aufgezeichnet, ungeachtet er immer viel mit der Feder beſchäftigt war. Als nach mehrjähriger Theurung mitten in der Erndte ein unerhörtes Gewitter den beſten Theil des Landes

aufs neue verheert hatte, ſchrieb er in dem Schloß zu Stuttgart an die Wand eines Zimmers: Balingen hat mehr Zehendwein in dieſem Herbſt gegeben, als Stuttgart, 1562.

Franz Kurz, ſchon unter Herzog Ulrich und während H. Chriſtophs ganzer Regierung Kammer-Secretarius, ein geſchikter, treuer und erprobter Diener, der wohl auch freimüthige Aeuſſerungen ſich erlauben durfte, ſchrieb einſt in der Rathſtube an die Wand:

Es geht ſeltſam zu.

Als H. Chriſtoph die wohlbekannte Hand las, ſezte er darunter:

Und der Franz Kurz hilft auch dazu.

# Die Bärte.

Daß die Deutſchen in keinem Theile ihrer Tracht oder ihres Ausſehens häufigere und größere Abwechslungen geliebt, als im Bartwuchs, iſt in älteren und neueren Zeiten bemerkt werden.

Philander von Sittewald, aus der erſten Hälfte des XVII. Jahrhunderts, gibt folgende Schilderung in ſeinem á la mode Kehraus:

"Da deine ehrliche Vorfahren, ſagt einer der alten deutſchen Helden, die redend eingeführt werden, „wenn du anders eines deutſchen Mannes Sohn biſt, „es für die größte Zierde gehalten haben, ſo ſie einen „rechtſchaffenen Baart hatten, ſo wollet ihr den Wel„ſchen unbeſtändigen Narren nach, alle Wochen eure „Bärt beropfen, und beſcheeren, ja alle Tag und Mor-

„gen mit Eiſen, und Feuer peinigen, foltern und mar„tern, ziehen und zerren laſſen: jetzt wie ein Zirkel„Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtel, bald ein Jung„frauen-Bärtel, ein Deller-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, „ein Entten-Wedel, ein Schmahl-Bärtel, ein Zucker„Bärtel, ein Türken-Bärtel, ein Spaniſch-Bärtel, ein „Italieniſch-Bärtel, ein Sonntags-Bärtel, ein Oſter„Bärtel, ein Lill-Bärtel, ein Spill-Bärtel, ein Stutz„Bärtel, ein Trutz-Bärtel, u. ſ. w. Zu unſern Zeiten „hat man an den Federn erkennen lernen, was es „für ein Vogel war; am Baart, was für ein Mann „da war. Wie wollt es heut immer möglich ſeyn, da „je älter einer wird, je mehr er ſeinen Baart ſtutzen „und ſtimlen läſſet, und alſo die Welt, und das ju„gendliebende Frauenzimmer überreden und bethören „will, ob er ein Jung-Geſell, oder Jüngling wäre."

## Liebestreue.

### Nach einem ſchwäbiſchen Volksliede.

Du Holdchen, du Goldchen biſt tauſendmal mein!
Kein Andrer auf Erden kann lieber Dir ſeyn,
Und wär' auch er ſchöner, und wühlt' er im Gold,
Doch bliebſt du mir immer gewärtig und hold.

Kein Röslein iſt wo, das ſo riecht und entzückt,
Wie Küſſe, von liebenden Lippen gepflückt.
Nicht Sonne, nicht Feuer brennt jemal ſo heiß,
Als herzliche Liebe, die Niemand noch weiß.

Und würden die Himmel umher zu Papier
Und ſchriebe wohl jegliches Sternlein von ihr
Und ſchrieben die Nacht, ja, bis Mittag ſie noch,
Sie ſchrieben der Liebe kein Ende jedoch.

Drum fühlen zwei Herzen von Dem ſich gekränkt,
Der L i e b e n in E h r e n zu wehren gedenkt;
Drum ſchreib' ich es frei, ja verbleibe dabei,
Daß treuliche Liebe das Seligſte ſey.

Hg.

## Z u ſ ch r i f t

### m i t m e i n e m L i e d e r b u ch e.

Urania! Mir ſcheint der Lieder Wahl
Nur, wenn ſie D i r gefällt, gelungen
Du findeſt hier in großer Zahl
Verſtorbner Dichter Huldigungen.
Sie träumten ſich ein I d e a l,
Und haben D i ch voraus beſungen.

Hg.

## Endurtheil.

Ich muß die Romantiker loben
Muß wider die Klaſſiker toben,
Und kann es mit Gründen erproben.

Niemand.

---

## Fabel und Lehre

Als Fleiß mit Tugend ſich verband
In Phöbos Heiligthum,
Gebar ihm ſie der Liebe Pfand
Und Lohn und Luſt, den Ruhm. —

II.

Nur ſo, nicht anders, kann auf Erden
Der wahre Ruhm dir eigen werden.

Hg.

---

## An Tamerlan.

Du ſchlägſt der Menſchheit tiefe Wunden;
Die Kriegserynne haſt du losgebunden,
Und eileſt neuem Morde zu.
Nur Weltzerſtörung athmeſt du,
Ja, wäre nicht der Tod, du hätteſt ihn — erfunden.

Hg.

---

### A p o l o g i e.

Im falſchen Antliz offenbare
Sich deine Bosheit, klagt die Welt.
Ein Wunder, daß es ihr mißfällt:
Das iſt an dir das E i n z i g w a h r e.

Hg.

---

### W u n ſ ch.

In deinem Bündel P o e ſ i e
Fand ich Sonette, Stanzen,
Idyll, Epiſtel, Elegie,
Nebſt Oden und Romanzen.
Ich wünſchte nur im Ganzen
Vorerſt noch mehr — Orthographie.

Hg.

---

### C h a r a d e n.

Voll b e i d e r E r ſt e n ſind die Lieb' und die Natur.
Der Inniglieb ende ſtrebt nach der L e tz t e n nur.
Was in der Mährchenwelt Mirakel wirken kann,
Mein G a n z e s, unterhält die Leſer, als Roman.

(Zauberring.)

Hg.

---

Euch Alle ſchmückt das Erſte, falſch und wahr;
Das Zweite ſtellt vom Erſten Theile dar,
Und macht Euch eines weiſen Manns gedenk.
Daß Euch mein Ganzes heilig bliebe
Als Erbtheil, oder Weihgeſchenk
Des Todten oder zarter Liebe!

(Haar=Locke.)

Hg.

---

Beim Ganzen hieß es: „Frankreich weh',
Und Deutſchland triumphire!"
Flickt Ihr an jede Sylb' ein E,
So findet ihr zwei Thiere.

(Rehbock.)

Hg.

---

Mein Erſtes ein Amt im türkiſchen Reich.
Mein Zweites vertreibt oft die Stunden Euch.
Dem Ganzen thut es im Guten gleich!

(Beiſpiel.)

Hg.

---

## Schwabenſtreiche.

Sitte gilt hier, Zucht und Fleiß,
Und wir dulden nicht im Kreis
Faule Kreter-Bäuche. —
Welche Schwabenſtreiche!

Jeder handhabt ſeine Pflicht
Und man rennt und höfelt nicht,
Daß man Lob erkeuche!
Welche Schwabenſtreiche!

Ja, wir lachen, Gutem treu,
Stolzer Ton-Angeberei
Und der eiteln Gäuche. —
Welche Schwabenſtreiche.

Häuslichkeit iſt unſer Glück
Und die Seele ſtrahlt im Blick,
Wie der Mond im Teiche. —
Welche Schwabenſtreiche!

Offner Sinn und Biderkeit,
Thatkraft und Beſcheidenheit —
Künſtler ohne Gleiche —
Welche Schwabenſtreiche!

Unſer Würtemberg gebar
Weiſer Lehrer eine Schaar,
Auch für fremde Reiche. —
Welche Schwabenſtreiche!

Schiller's, Wieland's Leyer tönt.
Viele ſind, die Lorber krönt,
Und das Laub der Eiche. —
Welche Schwabenſtreiche!

„Treu ſind wir dem Fürſtenhaus",
Ruft der Bürger kindlich aus:
„Der Rebell entweiche!" —
Welche Schwabenſtreiche!

Hier, wo Recht und Wahrheit ſpricht,
Ziemt wohl, daß der Böſewicht
Stumm vorüberſchleiche. —
Welche Schwabenſtreiche!

Droht dem Vaterland Gefahr,
Schwört der Krieger am Altar:
Sieger oder Leiche! —
Welche Schwabenſtreiche.

Fremder, komm und lern' und ſieh!
Spott ob Kleinigkeiten nie,
Und die Höh' erreiche
Solcher Schwabenſtreiche!

Haug.

Haeusler